



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Räume, Riten, Rebellen – Eine Milieustudie in der
Wiener Skateboardszene“

Verfasser

Paulus Fischer

angestrebter akademischer Grad

Magister der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, Juni 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 482

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramtstudium UF Deutsch / UF Bewegung und
Sport

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Michael Kolb

Vorbemerkung 1: Geschlechtergerechtes Formulieren

Gerade im Zusammenhang mit dem Skateboardfahren erscheint mir eine vorangehende Klärung der Frage nach geschlechterspezifischen Formulierungen notwendig. Der diesbezügliche Appell im Informationsblatt zur Abfassung schriftlicher Arbeiten der Universität Wien (Stand: 08-2012) besagt, dass bloße Hinweise auf eine Mitbeachtung der Frauen bei maskulinen Formen nicht ausreichend wären.

Diejenigen Leser und Leserinnen, die an dieser Stelle womöglich die Befürchtung hegen, dass ich in der folgenden Diplomarbeit vorhabe, es mir diesbezüglich leicht zu machen und die Regeln der Universität Wien zu umgehen versuche, kann ich getrost beruhigen. Meine Vorbemerkung meint nämlich lediglich folgendes:

Gegenstand dieser Diplomarbeit sind, auf der einen Seite, die Skateboardfahrer/innen im Allgemeinen – das heißt, wenn ich generelle Aussagen über Ausübende dieser Bewegungspraxis tätige, etwa im Bereich geschichtlicher Aspekte oder den aktuellen Stand der Forschung bezüglich des Skateboardfahrens beleuchtend. Hier werde ich selbstverständlich geschlechtergerecht formulieren. Denn es gibt tatsächlich viele Skateboarderinnen, wenn auch – im Vergleich zu den Männern – ein äußerst geringer Anteil.

Auf der anderen Seite stehen in der Diplomarbeit die Teilnehmer der Wiener Skateboardszene im Mittelpunkt. Hier werde ich immer die männliche Form verwenden, also „der Skateboarder“ im Singular und „die Skateboarder“ im Plural. Der Grund dafür ist, dass es in der Clique von Skatern, auf die hier Bezug genommen wird, keine weiblichen Skateboarderinnen gibt. An dieser Stelle mit geschlechtergerechten Formulierungen zu arbeiten wäre, schlicht und weg, nicht korrekt.

Vorbemerkung 2: Anonymisierung

Ein Punkt der mir persönlich sehr wichtig ist, ist der anonyme Umgang mit der Identität der Skateboarder. Als stark männerdominierte, dem Subkulturellen zuordenbare, Domäne, liegt die berechtigte Vermutung nahe, dass nicht immer alle Äußerungen, Handlungen und Meinungen politisch korrekt sind und vereinzelt auch radikale Einstellungen in Bezug auf Gesellschaft und Mensch-Sein ihren Ausdruck finden. Auch in Bezug auf Drogenkonsum (vorwiegend „weiche“ Drogen wie Alkohol und Cannabis) herrscht ein äußerst entspanntes Verhältnis in der Skateboardszene. Aus diesem Grund werde ich bei persönlichen Äußerungen und sensiblen Themen namentliche Nennungen anonymisieren, das heißt, einfach andere, vielleicht ausgefallene Namen verwenden um einerseits, mit etwas Greifbarem aufzuwarten („Moritz“ klingt besser als Skater „X/Y“) und, andererseits, die Identität der Skateboarder zu schützen.

Abstract Deutsch

Diese Diplomarbeit möchte einen Beitrag zur weiteren Ausdifferenzierung und Vertiefung von Erkenntnissen, in Bezug auf die „alternative Bewegungspraxis“ des Skateboardings, liefern. Das geschieht mithilfe einer qualitativen Studie im Rahmen der Wiener Skateboardszene. Nach Auseinandersetzung mit (rarer) Fachliteratur und wissenschaftlichen Beiträgen zum Thema Skateboarding wurde ersichtlich, dass, trotz einer gewissen Pointiertheit und „Einfühlsamkeit“ für die Szene vonseiten der Autoren, nicht das ganze Spektrum der Skateboardkultur dargestellt werden konnte. Diese Arbeit setzt sich unter anderem zum Ziel, das gesamte Spektrum bzw. alle Facetten des Skateboardings lebendig und wirklichkeitsnahe abzubilden, sowie zu interpretieren. Nach der Auseinandersetzung mit räumlichen, sozialen und individuellen Aspekten, sollte ein stabiles Fundament geschaffen worden sein um zu verstehen, wie dynamisch und „vital“ die Bewegungspraxis des Skateboardens tatsächlich ist und um zu erahnen, wie bereichernd dieser Sport für seine Protagonisten und Protagonistinnen sein kann.

Abstract English

This thesis wants to provide a contribution for the further differentiation and consolidation of insights, concerning the „alternative movement practice“ of skateboarding. That happens with the aid of a qualitative analysis in the context of the Vienna Skateboard-Scene. After the examination with (rare) specialist literature and scientific articles in connection with the issue of skateboarding, it became obvious, that it wasn't possible for the authors to describe the whole spectrum of skateboarding-practice, though some of the articles treat the subject very sympathetically. The aim of this thesis is the presentation of all the facets in a figurative manner and their interpretation. After the examination with spatial, social and individual aspects, a stable basement should be created to understand, how dynamic and vital skateboarding-practice is and to have an idea of how enriching skateboarding is for all its protagonists.

Inhaltsverzeichnis

ABBILDUNGSVERZEICHNIS	11
VORWORT	13
1 EINLEITUNG	16
2 FORSCHUNGSGEGENSTAND UND FORSCHUNGSSTAND	17
2.1 ZIEL DIESES KAPITELS	17
2.2 ZUM FORSCHUNGSGEGENSTAND	17
2.2.1 ZIEL DIESES TEILKAPITELS	17
2.2.2 DAS SKATEBOARD – EIN GEBRAUCHSGEGENSTAND?	18
2.2.3 URSPRÜNGE UND ENTWICKLUNG DES SKATEBOARDFAHRENS	22
2.3 ZUM FORSCHUNGSSTAND: SITUATION DER FACHLITERATUR ÜBER DIE BEWEGUNGSPRAXIS DES SKATEBOARDFAHRENS	29
3 FORSCHUNGSDESIGN, FORSCHUNGSFRAGE UND METHODIK	31
3.1 ÜBERBLICK ÜBER DAS FORSCHUNGSVORHABEN – FORSCHUNGSDESIGN	31
3.2 FORSCHUNGSZIEL	35
3.3 FORSCHUNGSMETHODIK	36
3.4 AUSWERTUNGSVERFAHREN UND ERGEBNISPRÄSENTATION INNERHALB DER DIPLOMARBEIT	41
3.5 POTENTIELLE PROBLEMFELDER IM FORSCHUNGSPROZESS	42
3.6 ZWISCHENREFLEXION	43
4 RÄUME, RITEN, REBELLEN	44
4.1 AUSGANGSSITUATION/ RAHMENBEDINGUNGEN	45
4.1.1 RÄUMLICHE EINGRENZUNG DES FORSCHUNGSFELDES	45
4.1.2 SUBJEKTE DER STUDIE – „DIE SKATERPARTIE“	46
4.1.3 WERKZEUGE	47
4.1.4 „A DAY IN A LIFE“ – EIN TAG AUS DER FORSCHUNGSPRAXIS	48

4.2 ... „EIGENTLICH ALLES AUßER DURCHSCHNITTLICH“ – DAYS OF SKATEBOARDING	50
4.2.1 ERSCHLIEßUNG DER KATEGORIEN	55
4.2.1.1 Schritt 1: Auswahl	56
4.2.1.2 Schritt 2: Arrangement	67
4.3 PERFORMANCE & BODY	70
4.3.1 „PUSHING YOUR LIMITS“	70
4.3.1.1 „Die Kraft in mir“	70
4.3.1.2 „He schau her einmal, ich zeig dir was!“	74
4.3.1.3 Motivation und Leistung – Perspektiven aus der Literatur	76
4.3.1.4 Frustration und Inszenierung von Gewalt	77
4.3.1.5 Zusammenfassung	81
4.3.2 „HEALTHY SKATEBOARDING ?“ – GESUNDHEIT UND KÖRPERBILD IM SKATEBOARDFAHREN	81
4.3.2.1 Verletzungen	84
4.3.2.2 Fazit	85
4.4 SOCIAL ORGANISM	86
4.4.1 DER „ORGANISMUS“ WIENER SKATEBOARDSZENE	86
4.4.2 „SEAS!“ – BEGRÜßUNGSRITUALE INNERHALB DER SZENE	89
4.4.3 DIE SPRACHE IN DER GRUPPE	90
4.4.3.1 Allgemeine Betrachtungen	91
4.4.3.2 „Herumblödeln“	92
4.4.3.3 <i>Just bullshit ?</i>	94
4.4.3.4 Fazit	96
4.4.4 „CHILL !“ – ABHÄNGEN UND DROGENKONSUM	97
4.4.5 „HAST DU DIE KAMERA MIT?“ – FILMEN UND DOKUMENTATION	99
4.4.5.1 Die Praxis des Filmens	99
4.4.5.2 Die Inszenierung	101
4.4.6 „DER AUSMACH-WAHNSINN“ ODER DAS ORGANISIEREN EINER SKATEBOARD- SESSION	103
4.4.7 KONKURRENZ, HIERARCHIE, RESPEKT	106
4.5 SPOTS & TRIPS	108
4.5.1 SKATEBOARDFAHREN, SKATESPOTS UND DAS WETTER	108

4. 5. 1. 1	Winter	109
4. 5. 1. 2	Frühling	110
4. 5. 1. 3	Sommer	111
4. 5. 1. 4	Herbst	111
4. 5. 1. 5	Skatespots in Wien	112
4. 5. 1. 6	Zusammenfassung	122
4. 5. 2	„NEXT SPOT!“ – ANEIGNUNG DES RAUMES MIT DEM SKATEBOARD	122
4. 5. 2. 1	Raumaneignung – Bedingungen und Einflüsse	128
4. 5. 3	„URLAUB NEBEN DER AUTOBAHN“ – EXKLUSIVITÄT UND IDENTITÄT	134
4. 5. 4	ZUSAMMENFASSUNG	136
4. 6	„WE ARE THE OTHERS“ – GROUP AND SELF-CONCEPT	137
4. 6. 1	„STRAßENPIRATEN“	137
4. 6. 2	SKATEN IST UNSER LEBEN	140
5	ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK	143
LITERATUR		146
ANHANG		150

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: <i>Beispiele für Skateboard-Designs des modernen Street-Skateboards (Borden, 2001, S. 26)</i>	18
Abb. 2: <i>Ein Skater bricht sein Skateboard (Foto: Levi Schulze, Miami, 2011)</i>	19
Abb. 3: <i>„Old-School-Boards“ anno 1980 (Borden, 2001, S. 23)</i>	19
Abb. 4: <i>Dan Drehhobl – Indie-Grab mit einem besonders ausgefallenen Modell (Thrasher, 89/15)</i>	19
Abb. 5: <i>Skateboard-Achsen</i>	20
Abb. 6: <i>Rollen/Wheels (welche bereits Kugellager enthalten)</i>	21
Abb. 7: <i>Kugellager (man nimmt zwei pro wheel)</i>	21
Abb. 8: <i>Griptape</i>	22
Abb. 9: <i>Ben Schroeder – nosepick barfuß (Foto von Alec Schroeder in Thrasher, 1990, 10/4)</i>	22
Abb. 10: <i>Der „Kne-Koster“ (anno 1927)</i>	23
Abb. 11: <i>Scooter, späte 1950er/ frühe 1960er Jahre (Borden, 2001, S. 14)</i>	23
Abb. 12: <i>„The Cove“ – Ein berühmter Surfspot inmitten der Ruinen des damals bereits heruntergekommenen Vergnügungsparks am Pacific Ocean Park Pier</i>	24
Abb. 13: <i>Ruinen des Vergnügungsparks am Pacific Ocean Park Pier</i>	24
Abb. 14: <i>Konventionelle „Skateboardakrobatik“, ca. 1964 (Borden 2001, S. 30)</i>	25
Abb. 15: <i>„Offensives“ Angehen einer Vertikalen in Nord Kalifornien; Rick Blackhart, 1980 (Borden, 2001, S. 41)</i>	25
Abb. 16: <i>Komponenten von Forschungsdesigns (Flick, 2010, S. 177)</i>	31
Abb. 17: <i>Arbeitsschritt-Modell des Forschungsprojektes</i>	41
Abb. 18: <i>Forschungsinstrumentarium</i>	47
Abb. 19: <i>Am Weg zum Spot</i>	48
Abb. 20: <i>Ausschnitt des, von Wiener Skatern selbst gebauten, Skate-Geländes</i>	49
Abb. 21: <i>Filmen eines Layback-5.0-Grinds</i>	49
Abb. 22: <i>Skaten auf einer Wakeboardschanze</i>	50
Abb. 23: <i>Ein Skateboarder zerstört sein Board an einer Sitzbank</i>	80
Abb. 24: <i>Befreundete Skateboarder beim (Gruppen-)Aufwärmen</i>	84
Abb. 25: <i>Der Standard-Handschlag</i>	89
Abb. 26: <i>Spot-Karte Wien</i>	112

Abb. 27: <i>Skatepark Nordbrücke, Ansicht von oben</i>	113
Abb. 28: „ <i>Donaupark</i> “	114
Abb. 29: „ <i>Donauinsel</i> “	115
Abb. 30: „ <i>AKH-gap</i> “	116
Abb. 31: „ <i>Währinger Park</i> “	116
Abb. 32: <i>Filmen in der Karlsplatz-Passage</i>	118
Abb. 33: „ <i>Belvedere-bank</i> “	118
Abb. 34 und 35: <i>Spot Längenfeldgasse</i>	119
Abb. 36 und 37: <i>Skatepark und banks in Oberlaa</i>	120
Abb. 38 und 39: <i>Skatearea 23 und die banks</i>	120
Abb. 40: <i>gap-curb in Vösendorf</i>	121
Abb. 41 und 42: <i>großer und kleiner Pool</i>	121
Abb. 43: <i>Skizze des Spot, 21. Bezirk</i>	123
Abb. 44 und 45: <i>Eingang zum Park in der Großfeldsiedlung</i>	124
Abb. 46 und 47: <i>Blick auf die Gesamtheit des Spots</i>	124
Abb. 48 und 49: <i>näherer Blick auf die obstacles</i>	125
Abb. 50: <i>frontside boardslide auf der Holzbank</i>	125
Abb. 51: <i>alternative Anfahrt und slide</i>	126
Abb. 52: <i>Pflasterstein-Boden</i>	126
Abb. 53 und 54: <i>Einfahrt eines Privatgrundes als Kollisionsgrund mit einem Anrainer</i> .	126
Abb. 55 und 56: <i>Überwindung von Hindernissen als Spielart räumlicher Aneignungs-</i> <i>formen</i>	127
Abb. 57: <i>Wege der Raumaneignung</i>	128
Abb. 58 und 59: <i>Arbeitsreiche Vorbereitungen</i>	135

Vorwort

Forschungsarbeiten in Bezug auf das Skateboardfahren haben mich bereits während der vergangenen Semester des Sportstudiums, in Form von Seminararbeiten, beschäftigt: Fischer, P. (2012). *Konfliktwahrnehmung- und Management von Skateboardern im Rahmen des Street-Skatens* & Fischer, P. (2010). *Organisation des Skateboarding im vereinssportorientierten Rahmen*. Mir wurde dabei der Eindruck vermittelt, dass die Auseinandersetzung mit einem derartigen sportlichen Phänomen, welches eher einer „alternativen“ Bewegungskultur zuordenbar ist, wichtig zu sein scheint und in der *Scientific Community* durchaus einen Stellenwert besitzt (entgegen etwaigen Annahmen wie z. B. „Skaten ist doch eh nur ein Kindersport“ oder „ein vorübergehender Trend“). Tatsächlich konnte sich das Skateboarding auch in Österreich, über die Jahre hinweg, als ernst zunehmende Sportart etablieren, dessen Bandbreite vom weitläufigen Amateurbereich bis hin zu spitzensport-ähnlichen Strukturen reicht. Des Weiteren gab es am Institut für Sportpädagogik der Universität Wien bereits Kollegen und Kolleginnen, welche ihre wissenschaftliche Abschlussarbeit zu Gegenständen wie „Freestyle“, „Skateboard-Biografien“ und „Skateboard-Didaktik“ geschrieben haben, wie etwa *Botros* (2007), *Ruthner* (2007), *Mihaly* (2011) oder *Karlsreiter* (2013). Aus diesen Gründen war es naheliegend, dass ich meine Diplomarbeit zu diesem Thema verfassen möchte.

Auf eine gewisse Weise ist es ja auch „mein“ Thema, denn ich fahre seit über zehn Jahren Skateboard und würde von mir sagen, dass ich das Leben eines Skateboarders, so gut es eben zeitlich geht, führe. Wenn ich mich zu etwas zugehörig fühle, dann wohl nur zu der Kultur des Skateboardfahrens mit all seinen Facetten. Bevor ich aufgrund des Studiums nach Wien übersiedelt bin, machte ich meine ersten Erfahrungen mit dem Skateboarden auf diversen Skateparks in Stockerau (Niederösterreich) und Umgebung und fuhr ab und zu bei lokalen Skatecontests mit. Es bildete sich dadurch eine Clique von Leuten, welche teilweise noch heute besteht. Seit dem ich in Wien wohne, hat sich das Leben, nicht nur in metaphorischer Hinsicht, beschleunigt: Mehr skaten, mehr filmen, mehr Leute kennen lernen, Videos machen, u.v.m. . Mein Leben hat sich, in Bezug auf das Skateboardfahren, sehr intensiviert und vermittelte mir, wie es sich anfühlt, einer bestimmten *Bewegung* oder *Szene* anzugehören. Mit dieser Diplomarbeit möchte ich versuchen, dieses Gefühl für die Leser/innen zu veranschaulichen und begreifbar zu machen, welche Faszination das Skaten beherbergt.

Mitunter hatte ich auch leise Bedenken, ob ich überhaupt eine Arbeit über die Skateboardszene schreiben soll. Ich befürchtete damit, eventuell meinen „heiligen Gral“, mein „letztes Ass im Ärmel“ zu entmystifizieren.

Im Endeffekt hat sich diese Befürchtung jedoch nicht bestätigt. Denn stehe ich erst einmal selber wieder auf dem Skateboard anstatt zu beobachten, findet sofort ein Wechsel des Modus statt: Die Energie des Skateboardings geht weit über das intellektuelle „Korsett“ hinaus und lässt, im Moment des Gleitens über den Asphalt, alles Andere relativ belanglos erscheinen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein paar aufschlussreiche Momente mit dieser Arbeit.

Paulus Fischer, Juni 2013.

Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, Michaela Fischer und Peter Zott, die mich über die Jahre meiner Ausbildung hinweg sowohl finanziell, als auch emotional unterstützt haben.

Außerdem will ich hier meine beste Freundin, Diane, nennen, die mittlerweile einer der wichtigsten Menschen für mich geworden ist und die mich wahrscheinlich besser kennt, als ich mich selbst. Danke für dein Verständnis und dein großes Herz.

Ein ganz besonderer Dank gebührt meiner lieben Großmutter, Franziska (Franzi), die mich stets gefördert und, vor allem in finanziellen Belangen, entlastet hat.

Auch allen meinen Freunden aus der „Ungustlpartie“ will ich danken. Einerseits für ihre kompromisslose und natürliche Wesensart und andererseits für den ganzen Spaß, den wir bereits miteinander hatten und noch haben werden.

Beim „wandelnden Lexikon“ und Freund Christian, will ich mich ebenfalls herzlich bedanken, weil du mir durch dein umfangreiches „Szene-Wissen“ geholfen hast, die „schwarzen Flecken“ in meiner Diplomarbeit auszumerzen.

Dann will ich dem Skateboarding selbst und der Musik danken. Ohne euch hätte ich es nie so weit gebracht!

Natürlich findet hier auch mein betreuender Professor Dr. Michael Kolb Erwähnung, der mich wirklich freundlich, konstruktiv und zielgerichtet durch den Schreibprozess begleitet hat. Danke Ihnen an dieser Stelle noch einmal.

Schließlich, das ist vielleicht etwas ungewöhnlich, möchte ich noch jemandem Dank aussprechen: Mir selbst. Die letzten paar Universitäts-Jahre waren, vor allem in persönlicher Hinsicht, nicht immer leicht für dich. Der Stress hätte dich fast um einen Kopf kürzer gemacht! Umso mehr kannst du jetzt sehr Stolz darauf sein, dass du dein Studium so konsequent durchgezogen und jetzt die Früchte deiner Arbeit ernten kannst!

Peace and out!

1 Einleitung

Diese Diplomarbeit versteht sich als wissenschaftlicher Beitrag zum Bewegungsphänomen Skateboarding. Das Forschungsinteresse liegt jedoch weniger am „Skateboardfahren an sich“ als mehr um die einzelnen Akteure, welche als „Träger“ dieses Sports, in allen seinen Facetten, begriffen werden können. Der Fokus wird also, neben der Bewegung selbst, vor allem auf soziale, das Selbstkonzept betreffende Themen – auf Basis von realen Ereignissen – gelegt. Forschungsmethodisch bietet sich dafür die *Teilnehmende Beobachtung* an, welche im Rahmen der Wiener Skateboardszene statt finden wird.

Um die Studie inhaltlich zu vertiefen, folgt nach diesen einleitenden Worten ein theoretischer Teil, der Grundinformationen zum Skateboardfahren, geschichtliche Aspekte und den Stand der Forschung selbst, umfasst. Außerdem wird hier – hermeneutisch – versucht herauszufinden, ob es einen Art *Spirit* des Skateboardens gibt, welcher uns womöglich im – empirischen – Hauptteil wiederbegegnen wird.

Danach werden das forschungsmethodische Vorgehen, das Forschungsziel und die Form der Ergebnispräsentation der Felddaten (mithilfe eines Modells), dargelegt.

Im Hauptteil der Arbeit *Räume, Riten, Rebellen*, werden Kategorien, auf Basis von Beobachtungen, Zitaten und Kurztexten („Erlebnisberichte“ von fünf befreundeten Skatern), erschlossen. Diese Kategorien, um den Bezug zum Titel der Diplomarbeit aufzunehmen, sind mit großer Wahrscheinlichkeit in den Bereichen „(urbaner) Raum und Skateboarding“, „(soziale) Riten innerhalb der Szene“ und „(rebellische) Gruppe und Selbstkonzept“ verortet.

Die Erkenntnisse aus der Feldstudie werden abschließend, in einer Zusammenfassung, reflektiert.

2 Forschungsgegenstand und Forschungsstand

2. 1 Ziel dieses Kapitels

In diesem Kapitel soll das sportliche bzw. soziale Phänomen des Skateboardfahrens in Grundzügen erklärt werden (Kap. 2. 2) Weiters ist es notwendig, den Forschungsstand (Kap. 2. 3) rund um das Skateboardfahren ausreichend darzulegen.

Dies dient, auf der einen Seite, dem/der, mit dieser Materie womöglich wenig vertrauten, Leser/in dazu, ausreichendes Wissen über das Skateboardfahren zu erhalten, um diese Diplomarbeit in ihrer Komplexität besser begreifen zu können, sowie, auf der anderen Seite, wichtige Kernelemente des Skateboardfahrens hier zu Beginn zu erkennen und zu sammeln. Diese Kernelemente sind insofern wichtig, weil sie im weiteren Verlauf der Diplomarbeit „Wegweiser“ bilden, welche mir bei der Auswertung des Datenmaterials von Nutzen sein könnten: Aus diesem Grund ist das folgende Kapitel kein zum Selbstzweck verdammter Seitenfüller, sondern bereits ein integraler Bestandteil des Forschungsprozesses.

2. 2 Zum Forschungsgegenstand

2. 2. 1 Ziel dieses Teilkapitels

Es folgt eine kurze Abhandlung über das sportliche und soziale Phänomen des Skateboardfahrens, damit der/die Leser/in darüber im Bilde ist, um welche Art von Bewegungspraxis es sich hier handelt. Dabei wird der Fokus auf das Skateboard selbst, seine Geschichte und den gegenwärtigen Status des Skateboardfahrens, unter Einbeziehung medialer Aspekte, gelegt.

Dabei schöpfe ich aus dem Wissen, das ich mir aufgrund meines Interesses für das Skateboarden, über die Jahre (über zwölf mittlerweile) angeeignet habe. Deshalb werden die folgenden Inhalte, etwa bezüglich des Aufbaus eines Boards oder aber auch geschichtliche Aspekte, nicht immer Zitationsquellen finden, auch wenn es sich um Fachwissen handelt.

Diejenigen Stellen, an denen ich mir selber unsicher war oder mehr Informationen bekommen wollte, sind selbstverständlich als zitiert ausgewiesen.

2. 2. 2 Das Skateboard – ein Gebrauchsgegenstand?

Ein zeitgemäßes Skateboard besteht üblicherweise aus sechs Elementen: Einem auf beiden oder einer Seite aufgewölbten Holzbrett (*deck*), zwei Achsen, vier Rollen, den Kugellagern und dem *griptape*, welches mit grobem Schleifpapier vergleichbar ist und schließlich die Schrauben, welche die Achsen an das *deck* binden.

Das *deck* ist ein, aus mehreren, bis zu sieben Holzschichten (vorwiegend Ahorn) zusammen-gespresstes, Brett. Ein neu produziertes steht unter

Spannung und gewährleistet den *pop*. Der Ausdruck *pop* bezieht sich vor allem auf die Qualität des Holzes und kann in der Praxis dadurch veranschaulicht werden, in dem man das *deck* kurz mit der *tail* oder der *nose* (die zwei jeweils aufgebogenen Elemente eines Skateboards) auf den Boden „schnalzt“. Springt

das Board problemlos zurück, ist dies ein Zeichen einer guten Flexibilität und Spannung des Holzes. Dies wiederum gewährleistet dem/der Skateboarder/in ein leichteres Abheben mit dem Board (wie etwa beim *ollie* – dem Basissprung). Nicht umsonst wechseln professionelle Skateboarder äußerst oft das *deck*. Diejenigen, die sich das nicht leisten können – lediglich das *deck* kostet in Europa in Skateshops zwischen 50 und 80 Euro (je nach Angebot oder Neumodell auch etwas weniger oder mehr) – müssen längere Zeit mit einem einzigen Brett vorlieb nehmen.

Ein altes *deck*, welches bereits mehrere Monate (je nach Intensität auch mehrere Tage oder Wochen) gebraucht wurde, verliert schließlich seine Flexibilität, seinen *pop* – Es ist an der Zeit, bei aller Beziehung, die man womöglich zu dem Board aufgebaut hat durch das Stehen erinnerungswerter Tricks oder Erlebnisse, sich ein neues zuzulegen.

Obwohl das *deck* ein immenses Gewicht aushält (exakte Angaben oder Messungen hierzu habe ich in der Literatur leider keine gefunden) – man führe sich nur vor Augen welchen *impact* die Boards aushalten müssen, wenn ein/e Skateboarder/in einen Abgrund oder Stufen hinunterspringt – kommt es vor, dass das Holz bricht. Dies passiert vor allem bei



Abb. 1: Beispiele für Skateboard-
Designs des modernen Street-
Skateboards (Borden, 2001, S. 26)

einer ungünstigen Gewichtsverlagerung beim *impact*, welche ungünstige mechanische Verhältnisse innerhalb des Holzes provoziert.



Abb. 2: Ein Skater bricht sein Skateboard (Foto: Levi Schulze, Miami, 2011)

Ein zur

Zeit neu

aufkommender Trend ist das Fahren mit *old-school*- bzw. *custom*-Boards (nicht zu verwechseln mit dem Longboard) im Street-Skateboard-Milieu. Diese Boards unterscheiden sich in Form, Material und Gewicht hinsichtlich des gemeinen Skateboards. Das Fahren und Praktizieren von zeitgemäßen Tricks mit diesen Skateboards im urbanen Raum erfordert deshalb eine besondere Finesse (welche zugunsten des erhöhten *style*-und individualitäts-Faktors gerne auf sich genommen wird).

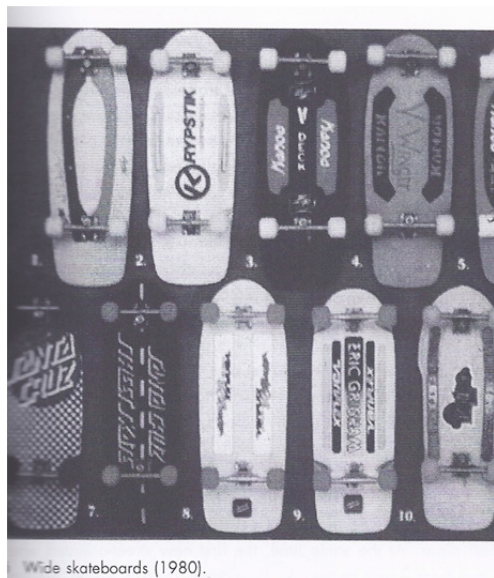


Abb. 3: „Old-School-Boards“ anno 1980
(Borden, 2001, S. 23)

Neben der Standfläche, dem *deck* selbst, haben die



Abb. 4: Dan Drehobl –
Indie-Grab mit einem
besonders ausgefallenen
Modell (Thrasher, 89/15)

Achsen (*trucks*) eine essenzielle Bedeutung: Sie stellen das Bindeglied zwischen dem Board und den Rollen (*wheels*) dar. Sie übernehmen die Funktion des *grindens* – dem „Schlittern“ über Kanten und Handläufe – sowie die Möglichkeit der Richtungssteuerung des Boards durch den/die Skateboarder/in. Das Einstellen des Lenkverhaltens (hart/weich), erfolgt über ein unkompliziertes Justieren der Lenkgummis (jede der zwei Achsen besitzt zwei davon). Die Haltbarkeit der Achsen ist hoch. Ein Paar Achsen „überleben“, je nach Abnutzung, einige Monate. Es kommt äußerst selten vor, dass eine Achse bricht – sie bestehen zum einen Teil aus Aluminium, zum anderen aus Stahl. Je nach Hersteller unterscheiden sie sich in kleinen Nuancen hinsichtlich der „Rezeptur“ und Design des Materials.



Abb. 5: Skateboard-Achsen

Die aus Kunststoff (Polyurethan) bestehenden Rollen (*wheels*) machten über die Jahrzehnte, wie auch die übrigen Bestandteile des Skateboards, eine besonders starke Evolution durch (vgl. Borden, 2001, S. 22-27): Entwicklungen hinsichtlich der „Formel“/Komposition des Urethans, der Form und des Gewichtes reagierten auf dazumal aktuelle Trends im Skateboardfahren, welche das Fahren/die Fahrweise auf neuem Terrain umfasste.



Abb. 6: Rollen/Wheels (welche bereits Kugellager enthalten)

Die Kugellager, jedes *wheel* beinhaltet zwei Stück davon – zu kaufen bekommt man sie in der Regel in Form einer Packung von acht Stück – werden in allen Qualitäts- und Preisklassen angeboten (von ca. 20 bis 120 Euro) und bestimmen, wie schnell und konsistent sich das *wheel* um den Achsenstift dreht.



Abb. 7: Kugellager (man nimmt zwei pro wheel)

Das *grip* oder *griptape*, welches mit Schleifpapier vergleichbar ist, differiert vor allem in der Grobheit der Körnung. Massive Qualitätsunterschiede gibt es hier keine – die Wahl des *grips* hängt eher vom individuellen Geschmack des/der Skateboarders/Skateboarderin ab. Das *griptape* – wenngleich das mit durchschnittlich zehn Euro billigste Element des Skateboards (meistens bekommt man es beim Kauf eines *decks* dazu geschenkt) – dient der Haftung der Schuhe bzw. der Füße des/der Skateboarders/Skateboarderin auf dem Brett. Wäre die Standfläche glatt, würde dies logischerweise zu einer Erschwerung beim Ausführen der Tricks durch Rutschen führen.



Abb. 8: Griptape

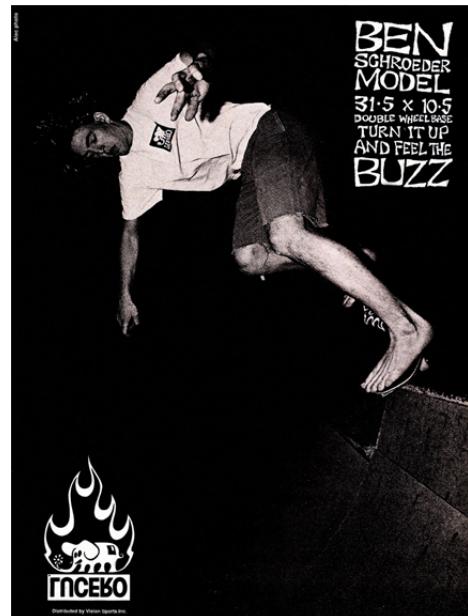


Abb. 9: Ben Schroeder – nosepick barfuß (Foto von Alec Schroeder in *Thrasher*, 1990, 10/4)

2. 2. 3 Ursprünge und Entwicklung des Skateboardfahrens

Für eine genauere Abhandlung der Geschichte des Skateboardfahrens im Rahmen einer Diplomarbeit der Universität Wien siehe Mihaly (2011). Dieser Abschnitt dient zum einen der Vollständigkeit, zum anderen soll hier nachvollziehbar werden, warum aus dem „einfachen“ Rollen und Gleiten auf einem Holzbrett eine Lebensphilosophie entstehen konnte. In der Literatur und in anderen Medien, wie etwa die des Films (einen detaillierten Einblick gewährt etwa die Skateboarddokumentation „Dogtown and Z-Boys“, aus dem Jahre 2001), geht hervor, dass sich das Skateboardfahren als „Straßenkultur“ in den 60er Jahren aus dem Wellenreiten heraus entwickelte. Entgegen der weit verbreiteten Annahme

jedoch, dass das erste Rollbrett unmittelbar durch die Surfszene in Kalifornien entwickelt wurde ist entgegenzuhalten, dass es sogar noch frühere Erfindungen gab, welche dem Skateboard ähnelten, wie zum Beispiel der „Kne-Koster“ (Borden, 2001, S. 13) aus Chicago und der „Scooter“ (ebd.):



Abb. 10: Der „Kne-Koster“ (anno 1927)

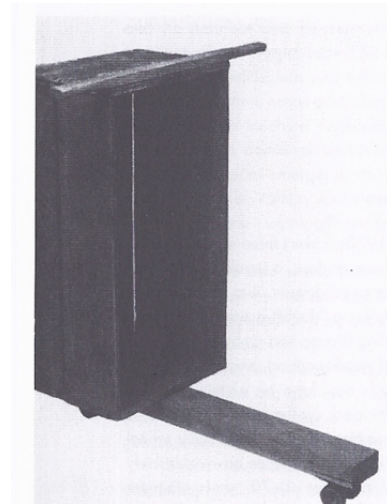


Abb. 11: Scooter, späte 1950er/ frühe 1960er Jahre (Borden, 2001, S. 14)

Wesentlich ist hier für mich die Trennung zwischen dem Skateboard als Gerät und dem Skateboard als Ausdrucksform einer autonomen „Stil-Welt“ (vgl. Stern, 2010, S. 215-216), welche in der Lage ist, sich von ihrem subversiven Aussteiger-Wesen hin zu einer Massenindustrie (die nicht zwingend weniger „rebellisch“ sein muss) zu entwickeln:

Der „Kne-Koster“ galt in den 20er-Jahren als Spielzeug (vgl. Borden, 2001, S.13) und wird bei Auktionen als Nostalgieobjekt feilgeboten (siehe die Website, von der die Abbildung stammt). Im Kalifornien der 60er Jahre, als das Skateboard die Manifestation einer neuen Bewegungskultur werden sollte, hätte man vermutlich Probleme bekommen, wenn man gesagt hätte: „Was habt ihr denn da für ein nettes Spielzeug?“. Die meisten Skateboarder/innen waren damals auch Surfer/innen, welche ihre persönlichen Limits in der Gischt des Ocean Park Piers in Los Angeles (siehe Dogtown and Z-Boys, 2001, [Dokumentarfilm] , Min. 11-14), zwischen abgebrochenen Holzpfehlen und Betonklötzen, ausloteten:



Abb. 12: „The Cove“ – Ein berühmter Surfspot inmitten der Ruinen des damals bereits heruntergekommenen Vergnügungsparks am Pacific Ocean Park Pier

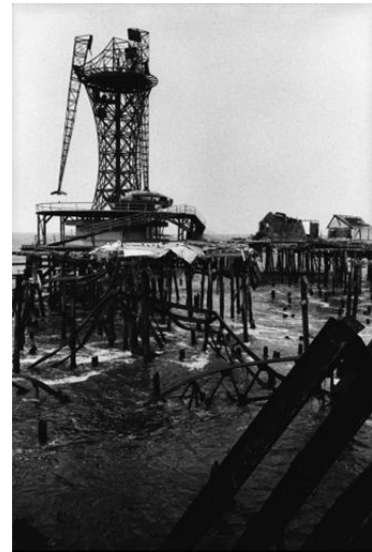


Abb. 13: Ruinen des Vergnügungsparks am Pacific Ocean Park Pier

Die Atmosphäre dieses Foucault'schen Heterotopos (1992) – dieses exklusiven Nicht-Raumes inmitten eines urbanen, den klassischen Flächenwidmungen unterworfenen Raumes – welche die jungen Surfer/innen und beginnenden Skater/innen assimilierten, wird an Hand eines Interviewausschnittes eines Zeitzeugen nachvollziehbar:

Überall diese Gerippe der Fahrgeschäfte. Sie verrosteten und zerfielen, während man noch die Stimmen der Leute zu hören glaubte, die sich vergnügt hatten. Kinder wie ich hatten in diesen Kapseln gegessen [...] Alles Wundervolle war plötzlich tot. Und wir alle mussten damit leben. Jeden Tag.

(Tony Friedkin in: Dogtown and Z-Boys, 2001, Min. 14)

beziehungsweise,

Die allgemeine Surfmode war zu dieser Zeit [in den 60er Jahren] sehr sauber und korrekt. Blau, beige, Regenbögen und so Sonnenuntergangskram. Wir machten hingegen auf Betonwüste trifft Meer.

(Nathan Pratt in: Dogtown an Z-Boys, 2001, Min. 9-10)

In Anbetracht der obigen Zitate bin ich der Meinung, dass sich in der Dogtown-Szene der 60er eine Affinität zu Rauheit und Härte entwickelte – sogar im scheinbar „weichen“ Milieu des Wassers – welche bis in die Gegenwart ihre Nachwirkungen zeigt (im empirischen Teil dieser Diplomarbeit wird sich dieser Aspekt womöglich anhand konkreter, zeitgenössischer Beispiele zeigen). Diese Härte und Kompromisslosigkeit übertrug sich schließlich auf die Bewegungspraxis des Skateboardfahrens (welche damals, zumindest am Anfang noch, als „Kompensationssport“ zum Surfen galt) und erschloss den Jugendlichen neue Terrains (wie z. B. ausgetrocknete Swimmingpools, Wasserauffangbecken und abschüssige Strassen). Insofern richtete sich das Skateboardfahren nach dem Surfen aus und übernahm seine Rasanzenz und dynamische Körperhaltung:

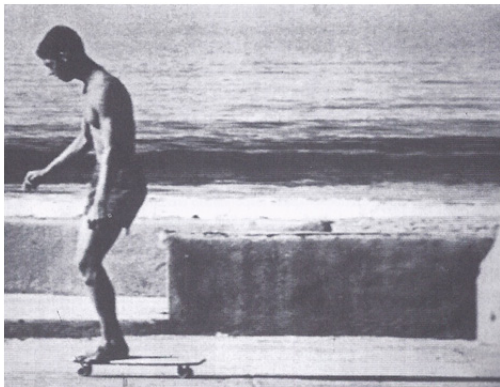


Abb. 14: Konventionelle „Skateboardakrobatik“, ca. 1964 (Borden, 2001, S. 30)



Abb. 15: „Offensives“ Angehen einer Vertikalen in Nord Kalifornien; Rick Blackhart, 1980 (Borden, 2001, S. 41)

Schließlich gewann das Skateboardfahren an solch einer Faszination und Popularität – vor allem dank des Künstlers und Fotografen Craig Stecyk, welcher die Ästhetik der Bewegungsform auf dem Skateboard neu interpretierte und medial verbreitete, sowie der Board-Designer und Sponsoren Skip Engblom und Jeff Ho, welche die jungen Skateboarder/innen zu einem Team formierten. Dieses Team (das Z. – bzw. Zephyr Team) trat schließlich bei einem Skateboardwettbewerb in Del Mar (1975) erstmals an die Öffentlichkeit und verstörte die etablierte Vorstellung einer statischen, eher auf Akrobatik ausgerichteten Skateboardpraxis (siehe Dogtown and Z-Boys [Dokumentarfilm] , 2001):

Sie wussten nicht, wie sie uns bewerten sollten. Sie hatten keine Kriterien dafür [...] Wir waren die Rocker aus Dogtown. (Allen Sarlo: Min. 48)

und

Die Leute waren ratlos und meinten, das sei doch kein Skateboarden. Was dachten wir? „Das ist Skaten, was zur Hölle macht ihr da überhaupt“?! (Shogo Kubo: Min. 48)

Die Z-Boys fielen hier durch ihren unkonventionellen Stil bei gleichzeitigem Können (vgl. „Arbeit am Stil“, Stern, 2010, S. 154) zahlungskräftigen Sponsoren auf: Die Mitglieder des Zephyr Teams wurden bei unterschiedlichen Firmen unter Vertrag genommen – die innovativ-rebellische Qualität im Sinne „Betonwüste trifft Meer“ (vgl. obiges Zitat von Nathan Pratt) wich einer zunehmenden Professionalisierung der Akteure. Die weiteren Schritte und Entwicklungen sind vorstellbar: Viele der ehemaligen Mitglieder des Zephyr Teams wurden professionelle Skateboarder und gründeten Firmen, welche bis heute fixe Bestandteile der Skateboardindustrie sind.

Die Skateboarder/innen erschlossen also über fünf Jahrzehnte urbanes Terrain, angefangen mit der Straße und leeren Beton-Swimmingpools. In Kalifornien gab es 1975 circa zwei Millionen Skateboarder/innen (Borden, 2001, S. 57).

Vor allem in den 80er und 90er Jahren folgte dann eine Evolution zum Fahren/Springen auf/über Randsteine, Stufen, Handläufe (*handrails*) und Kanten (*curbs* bzw. *ledges*). Parallel dazu entstand eine rege Kultur des *vert*-Skateboardens (mit eigens dafür ausgerichteten Rampen).

Die gegenwärtige Welt des Skateboardfahrens ist, wie wohl die meisten Phänomene der Popularkultur, durch den „Trend zum Event“ geprägt (vgl. Schwier, 2000, S. 87; zit. n. Fischer, 2010, S. 10):

Die Events im Bereich der Trendsportarten eröffnen so neue Zugänge und Perspektiven, heben die starre Trennung von aktiven Sportlern und passiven Zuschauern weitestgehend auf, thematisieren die Suche nach Gemeinschaft und erweisen sich als eine Gesamtinszenierung, die das eigene Sich-Bewegen mit dem Genuß [sic] professioneller Darbietungen, mit einer Partykultur und mit Produktwerbung verbindet.

Das zur Zeit bekannteste „Aushängeschild“ einer kommerzialisierten Skateboard-Welt ist die „Street-League“, ein Skateboardwettbewerb bei dem die absoluten Eliten in Können und Leistungsbeständigkeit, unter ständiger Begleitung von Kameras und omnipotenten Sponsoren, an ihre Limits – und darüber hinaus – gehen. Diejenigen Leser/innen, die sich davon selber ein Bild machen wollen, mögen bitte die Website *streetleague.com* besuchen.

Auf diese anfänglichen Erläuterungen nun zurückblickend, lässt sich vermutlich erkennen, dass hier nicht einfach die Skateboardgeschichte, als Selbstzweck, beschrieben werden sollte: Ich sehe, im Hinblick auf die empirische Arbeit im Milieu der Skater die Notwendigkeit, sich der „Essenz“ des Skateboardfahrens zu widmen – nicht den Einflüssen äußerer, durch die Welt der Kommerzialisierung und Globalisierung charakterisierter, Zugkräfte. Diese werben zwar mit dem Animus des „Verruchten“, des „Radikalen“ und „Rebellischen“ und betten diese in eine geschäftsdienliche, überzeichnete Kulisse – die Fragen, die ich mir hingegen stelle sind:

Wie sieht diese „Essenz“, dieser *spirit* aus? Welche Akteure/Akteurinnen tragen diesen in sich? Welche ursprünglichen Rahmenbedingungen sind notwendig, um schließlich daraus eine Szene zu generieren, welche sich durch diesen *spirit* kennzeichnet und ihn beinahe zu einer Philosophie erhebt? Was kann das Skateboarden den Menschen geben, sodass einige sich ihr Leben lang darüber identifizieren?

Es lassen sich hierbei bestimmt einheitliche Merkmale einer „Stil-Kultur“ (vgl. Stern, 2010) formulieren, welche helfen könnten, auf die obigen Fragen einzugehen, wie etwa das Vorhandensein von Improvisationsgeschick, Risikobereitschaft und Spontaneität (Stern, 2010, S. 217) – insofern möchte ich dem Skateboardfahren keinen Sonderstatus in der Reihe alternativer Sportarten zubilligen. Die, einen „Lifestyle“ konstituierenden, Lebensinhalte sind auch hier wohl die selben wie in den meisten Subkulturen:

Skaters are ... the culture that doesn't want. It's tired of the same old paralyzing stenchy activities that have been going on the whole time ... Music, clothes, words, mags, video, skateboarding is a lifestyle. (Stacy Peralta, 1982; zit. n. Borden, I. , 2001, S. 137)

Im konkreten Falle dieser Diplomarbeit jedoch, bin ich der Meinung, dass die Entstehungsgeschichte der Dogtown und Z-Boys einen besonderen Wegweiser darstellt: Die Kombination aus Raum (die einzigartige Atmosphäre des Pacific Ocean Park Pier,

Dogtown als damals karges und finanzschwaches Viertel von Los Angeles), Zeit (Prüdesse und Anpasstheit des „Durchschnitts-Amerikaners“ der 60er-Jahre) und Akteur/innen (begeisterte Surfer/innen und Skater/innen, weitsichtige und kreative Künstler/innen und Förderer/innen) generierte ein Milieu gelebter „Andersartigkeit“ und Selbstverwirklichung. Skateboarden bedeutete in ihrem Ursprung also vor allem (neben dem Spaß an der Bewegung selbst), eine Reaktion auf festgefahrene Verhältnisse und die Suche nach Befreiung (a.) und Identität (b.) unter den Aspekten der Härte (c.) und Aggression (d.) :

(a.)

Baseball, hotdogs, apple pie, weed, beer, pills, needles, alcohol etc., etc., are all typical hobbies of all the typical people in all the typical states in the typical country of the United States of America ... Why be a clone? Why be typical? (Gary Davis, 1983; zit. n. Borden, 2001, S. 166)

In skating, nothing is defined, everything can be new. There are no laws. (Dan Adams, 1990; zit. n. Borden, 2001, S. 163)

(b.)

Skateboarding is the only thing I have that is worth anything to me. It's the one and only thing that I love. It's the only thing that gives an otherwise empty life some kind of definition. (Dan Cates, 1997; zit. n. Borden, 2001, S. 163)

Everywhere I've ever lived and everyone I've ever hung out with has always made me feel out of place. I've never fitted in everywhere ... That's why I skate. (Cates, ebd. ; zit. n. Borden, 2001, S. 150)

(c.)

All that gravity sucks you down to the cement and makes you fuckin' slam, it brings your aggression out. You just go 'Fuck!'... Blood. Getting hurt. Guys need to do that. It's a way of getting together to get aggro with your friends. (Christian Hosoi; zit. n. Borden, 2001, S. 149)

(d.)

[in Bezug auf die „body-terrain interaction“ beim Pool-Skaten] It was all hardcore aggression. Back then, you knew it was aggression. Alva, J. Adams, Yeron, all those guys. I mean it was 100% aggression.

(Micke Alba, 1982; zit. n. Borden, 2001, S. 37)

Der Grundtenor dieser Zitate soll uns nun weiter durch die Diplomarbeit begleiten.

Wenn es so etwas wie einen „Geist“ des Skateboardfahrens gibt, so wie er soeben umrissen wurde, wird er im Rahmen der Feldstudie sichtbar werden. Möglicherweise in einem anderen Gewand als in den Pionierzeiten und im Vorhinein nicht sofort erkennbar – Die Kräfte, welche jedoch in der Lage zu sein scheinen, eine Gruppe von Menschen zusammenzuhalten, welche sich selbst über das Skateboardfahren und seiner damit verbundenen Lebenspraxis identifizieren, werden, so denke ich, eine ähnliche, ursprüngliche Qualität haben.

Nach dieser theoretischen Einführung in die Welt des Skateboardfahrens, wird sich das folgende Kapitel mit ihrem aktuellen Forschungsstand in der Fachliteratur beschäftigen.

2. 3 Zum Forschungsstand: Situation der Fachliteratur über die Bewegungspraxis des Skateboardfahrens

Bisherige Literaturrecherchen zum Thema Skateboardfahren lieferten Ergebnisse in Form von Fachbüchern (etwa: Borden, I. (2001). *Skateboarding, Space and the City*. Oxford: Berg.), einigen Diplomarbeiten der Universität Wien (bzw. des ZSU), (Mihaly, S. (2011). *Skateboarden als jugendkulturelles Bewegungsphänomen*. oder: Ruthner, P. (2007). *Stand und Entwicklung einer Fachdidaktik des Skateboardfahrens*.), Beiträgen in Tim Bindels (Hrsg.) *Feldforschung und ethnographische Zugänge in der Sportpädagogik* (2011) wie etwa jener von Peters, C. (2011). *Skating the City - Feldforschung auf der Kölner Domplatte* oder auch Tappe, S. (2011). *Eröffnung des sozialen Raums durch das Skateboard*. Außerdem findet sich fokussierende Literatur zum Wesen "neuer" Sportarten (Stern, M. (2010). *Stil-Kulturen. Performative Konstellationen von Technik, Spiel und*

Risiko in neuen Sportpraktiken. Bielefeld: Transkript Verlag.), welche ihre Phänomenologie ("Stil" vgl. Stern, 2010, S. 151) und innere Architektur ("Bewegung als Spiel" vgl. Stern, 2010, S. 31) untersucht. Bei Betrachtung der Jahreszahlen der soeben genannten Arbeitstitel fällt auf, dass die Auseinandersetzung mit der Bewegungspraxis des Skateboardfahrens ein relativ neues und aktuelles Forschungsfeld eröffnet hat. Das beweist die Emanzipation des Skateboardfahrens aus dem Feld sportlicher Randphänomene. Ich habe mich bereits vor dem Beginn meiner Diplomarbeit mit dem Thema Skateboardfahren, im Zuge von Seminararbeiten, beschäftigt und treffe auch heute noch, beim Querlesen vorliegender jugend- und stilkulturbezogener Literatur, auf "alte Bekannte", welche immer wieder zitiert werden (v. a. Bindel (2011), Borden (2001) und Stern (2010)). Das lässt die Annahme zu, dass es sich beim Forschungsfeld des Skateboardfahrens in der Sportpädagogik bzw. der Sportsoziologie um einen kompakten und übersichtlichen Bereich handelt, bei dem die Grenzen schon einigermaßen abgesteckt sind. Die Forschungsmethoden sind weitestgehend ethnographische Erhebungsverfahren (teilnehmende Beobachtung, offene Interviews, subjektive Kartierungen und Fotografien), sowie an der Grounded Theory-Methodologie orientierte Auswertungsverfahren (vgl. Peters & Eichler, 2011). Kategorien, welche im Rahmen der bisherigen Forschungen einen nennenswerten Status erlangt haben sind folgende:

- 1) Raum-Gespür/Spürsinn der Skateboarder/innen (Peters & Eichler, 2011, S. 61)
- 2) urbaner Raum als Bühne (Peters, 2011, S. 144) und co-agierende "Hardware" (Borden, 2001, S. 179)
- 3) Skateboardfahren als Lebensform/-philosophie (vgl. Peters, 2011, S. 149)
- 4) Skateboardfahren als urbanes Raum-Spiel (vgl. Peters, 2011, S. 151)
- 5) Infragestellung etablierter Lern- und Lehrkulturen (vgl. Peters, 2011, S. 155)
- 6) Gruppenzugang zu skatenden Gruppen (als Jugendliche/r - nicht als Forschende/r), (vgl. Tappe, 2011, S. 234)
- 7) Der Ort, an dem Skateboardfahren statt findet, als Ort des Ausgleichs, des "Rumhängens" mit Freunden, des Drogen-Konsumierens (vgl. Tappe, 2011, S. 236)

Diese Beispiele stammen aus dem Bereich der ethnologischen Studien, bzw. dienen dem "höheren" Ziel des Verstehen-Wollens von Szenen, in denen alternative Bewegungskultur

gelebt wird. Andere Forschungsbereiche, für die ich mich zwar persönlich interessiere, welche jedoch kaum einen Stellenwert innerhalb meiner Diplomarbeiten haben werden, wie etwa biomechanische oder physiologische Aspekte der Skateboardpraxis, sind in Form von Fachliteratur leider relativ wenig vertreten und bewegen sich im Rahmen pseudowissenschaftlicher "Ratgeber". Quellen hierbei liefert das Internet. Bücher kamen mir diesbezüglich bei meinen Recherchen keine unter.

3 Forschungsdesign, Forschungsfrage und Methodik

3.1 Überblick über das Forschungsvorhaben – Forschungsdesign

Bevor konkret auf die Forschungsfrage und -methodik innerhalb der Diplomarbeit eingegangen wird, erachte ich es für wichtig, auf einen globaleren Kontext hinzuweisen, der die Instanzen *Forschungsfrage* (3. 2), *Forschungsmethodik* (3. 3), *theoretischer Hintergrund zum Skateboarden* (2), *Auswertung & Ergebnispräsentation* (3. 4) und auch die *Diplomarbeit per se*, einschließt: *Das Forschungsvorhaben selbst*. Dies lässt sich mit Hilfe sogenannter „Basisdesigns“ (Flick, 2010, S. 176) darstellen, welche die Hauptkomponenten eines Forschungsprojektes integrieren:

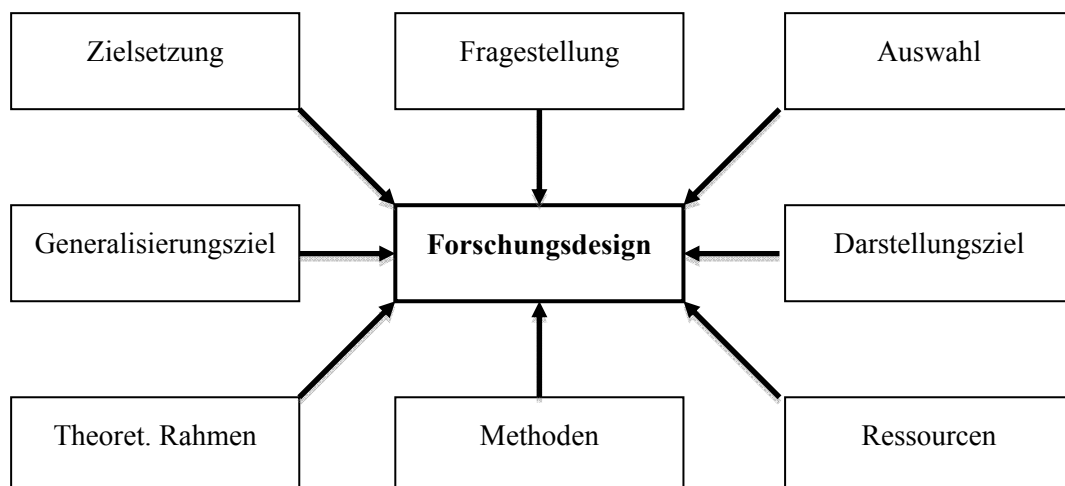


Abb. 16: Komponenten von Forschungsdesigns (Flick, 2010, S. 177)

Dabei stellt diese Grafik nur ein Muster dar, welches, je nach individuellen Bedürfnissen und Rahmenbedingungen (Was will ich mit der Studie eigentlich erreichen? Welche Ziele sind realistisch? Welche Methoden und Werkzeuge sind der Studie angemessen?), von dem/der Forscher/in an das Forschungsfeld angepasst werden kann. Inwieweit mein Forschungsprojekt einem bestimmten Design entspricht, soll nun, im Dienste von Transparenz und Vollständigkeit, erörtert werden.

(1) Der Aspekt der *Zielsetzung* (links oben) meint, zwischen wissenschaftlichen und persönlichen Zielen zu unterscheiden – also einerseits, ob der Fokus etwa auf der Entwicklung eines theoretischen Modells liegt, oder beispielsweise auf einer detaillierten Beschreibung eines Feldes und andererseits, das Interesse mithilfe der Untersuchung einen akademischen Abschluss zu schaffen bzw. einen Arbeitsplatz durch das entsprechende Projekt zu bekommen (vgl. Flick, 2010, S. 173).

In meinem Falle steht natürlich der Abschluss meines Studiums im Vordergrund – dieser bringt mich aber gleichzeitig zum wissenschaftlichen Ziel der detaillierten Beschreibung eines Feldes (Skateboardszene Wien). Außerdem hege ich durchaus den Anspruch, damit einen handfesten Beitrag zur Erforschung der Lebenswelt von Skateboardern/Skateboarderinnen zu leisten.

(2) Laut Flick (2010, S. 174), sollte die *Fragestellung* (Mitte oben) möglichst klar und eindeutig formuliert werden und dies so früh wie möglich im Verlauf des Projektes. Andererseits werden Fragestellungen im Laufe des Projektes immer wieder konkretisiert, fokussiert, weiter eingegrenzt und revidiert.

Es liegt aufgrund meines Forschungsinteresses nahe, dass der Fokus meiner Fragestellung breit ist und eher auf die Beschreibung des Feldes abzielt, als auf eine Überprüfung einer oder mehrerer Hypothesen. In diesem Sinne ist eine Anmerkung von Hoffmann-Riem (1980, S. 343; zit. n. Flick, S. 124) hilfreich, welcher das Prozessverständnis einer gegenstandsbegründeten Theoriebildung folgendermaßen beschreibt:

Das Prinzip der Offenheit besagt, daß [sic] die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat.

In dieser Diplomarbeit wird genau das passieren (siehe konkret 3. 4). Außerdem bekommt das Verhältnis zu Fragestellung bzw. Hypothese eine neue Qualität, wie Hoffmann-Riem (1980, S. 345; zit. n. Flick, S. 124) abermals pointiert formuliert:

Die verzögerte Strukturierung bedeutet Verzicht auf Hypothesenbildung ex ante. Zwar wird die Fragestellung der Forschung unter theoretischen Aspekten umrissen (...). Die Ausarbeitung der Fragestellung gipfelt jedoch nicht (...) im Hypothesensatz.

Aus diesem Grund möchte ich das nachfolgende Kapitel (3. 2) nicht einfach mit „Forschungsfrage“ betiteln, weil es ja schließlich nicht DIE Forschungsfrage per se – mit passender Antwort – gibt, sondern es in Form eines *Forschungszieles* formulieren, welches es zu erfüllen gilt.

(3) Das *Generalisierungsziel* (Mitte links) bezieht sich auf die Frage, ob es bei der Studie um eine detaillierte Analyse eines einzigen Falls in möglichst vielen Facetten geht oder ob etwaige Typologien verschiedener Fälle, Situation und Personen in den Kontext einer vergleichenden Studie Niederschlag finden sollen (welches natürlich wiederum eine erhöhte Systematik im methodischen Bereich erfordert) (vgl. Flick, 2010, S. 174).

In der vorliegenden Studie geht es – wenn man so will – um eine facettenreiche Beschreibung sich zu einer Milieustudie verdichtender Einzelfälle, welche nicht dahingehend systematisiert werden, als dass sie hinreichend für eine Vergleichsstudie wären. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Studie ungeeignet wäre, um sie für Vergleiche (etwa hinsichtlich Szenen in anderen Sportarten oder Gegenden) heranzuziehen. Die Ausrichtung ist jedenfalls eine singuläre, was uns bereits zur nächsten Komponente führt:

(4) Das *Darstellungsziel* (Mitte rechts) bezieht sich auf der Frage nach der Textsorte, innerhalb jener das empirische Material präsentiert wird: „Ist das empirische Material die Grundlage für das Schreiben eines Essays oder einer eher erzählenden Darstellung und erhält dabei eher illustrative Funktionen? Oder geht es darum, eine systematisierende Aufbereitung der Variation in den untersuchten Fällen zu liefern?“ (Frick, 2010, S. 174)

Aufgrund des Wesens der Studie, welche, bei aller theoretisch-reflexiven Qualität, vor allem das Lebensgefühl des Forschungsmilieus vermitteln möchte, wird sich die Art des Textes im Brennpunkt zwischen Beschreibung, Erzählung und Illustration einerseits, und Kategorisierung inklusive Einbeziehung von theoretischem Material andererseits, positionieren: Diese Studie versucht also, sowohl den Kriterien einer wissenschaftlichen Arbeit Genüge zu tun, als auch eine realitätsnahe, dichte und lebendige Beschreibung einer Lebenswelt anzufertigen.

(5) Die Komponente der *Auswahl* (rechts oben) fragt nach den Auswahlentscheidungen bei, in der qualitativen Forschung fokussierten, Personen oder Situationen in denen Daten erhoben wurden (vgl. Frick, 2010, S. 175): Welche Aspekte, Kategorien und Ausschnitte wähle ich aus meinem Datenpool für eine nachfolgende Interpretation?

Diese Frage ist eine essentielle, weil sie den Inhalt der Studie maßgeblich prägen wird. Innerhalb des Projektes möchte ich mich auf drei Arten auf das Datenmaterial beziehen:

(a.) Durch meine *persönliche Erfahrung* bringe ich bereits ein Gefühl dafür mit, welche Kategorien und Inhalte es wert sind, beschrieben und diskutiert zu werden. Das nimmt auch bereits der Titel meiner Diplomarbeit vorweg: „Räume, Riten, Rebellen (...)“. Meine „Wahrnehmungsfilter“ sind also schon auf Fragen der Räumlichkeit/Raumaneignung, gruppendynamischer/„ritueller“ Aspekte und Autoritätsverhältnisse eingestellt.

(b.) Außerdem wird auf *Beobachtungen* zurückgegriffen, welche innerhalb von einendhalb Jahren gemacht und in einem Notizbuch festgehalten wurden.

(c.) Um dennoch eine möglichst empirische *Objektivität* zu gewährleisten, werde ich mich ganz zu Beginn meiner Datenauswertung auf die *Subjektivität* meiner Probanden verlassen: Fünf Kurztexte, in denen typische „Skate-Tage“ beschrieben werden, sollen zusätzlich dabei helfen, Kategorien für die Ausarbeitung und Ergebnispräsentation der Feldforschung zu formulieren.

(6) Der *Theoretische Rahmen* (links unten) umfasst vor allem jene Quellen, welche bereits in Kap. 2. 3 angeführt worden sind: „Skateboardliteratur“, Erkenntnisse aus Studien alternativer Bewegungskulturen, philosophische Denkansätze (etwa von Michel Foucault) und diverse Diplomarbeiten in ähnlichen Themengebieten.

(7) Die Auswahl der *Forschungsmethodik* (Mitte unten) wird in Kap. 3. 3 vorgestellt und argumentiert.

(8) Die Komponente der *Ressourcen* (rechts unten) schließlich, bezieht sich auf den pragmatischen Aspekt des Forschungsprojektes: Welche Zeit, Personen, Technik, Kompetenzen, Erfahrungen, etc. stehen mir zur Verfügung? (vgl. Flick, 2010, S. 176)

Die Zeit der Datensammlung und Aufzeichnung läuft bereits ca. ein Jahr (Frühjahr 2012 bis Frühjahr 2013). Aufgrund meiner Ambitionen, das Studium noch im Sommersemester 2013 abschließen zu können, habe ich eine „Netto-Schreibzeit“ von etwa zwei Monaten einkalkuliert. Die Techniken umfassen schriftliche Aufzeichnungen, Beobachtungen, Fotos

und Literaturarbeit unter dem Aspekt meiner bisherigen Erfahrung in der Szene bzw. meiner, mir im Laufe des Studiums angeeigneten, wissenschaftlichen Kompetenzen. Die Personen sind zu größten Teil Freunde, d. h. sie stehen prinzipiell zur Verfügung und sind regelmäßig – wenn auch in unterschiedlichen Konstellationen – präsent.

Bei Betrachtung der unterschiedlichen stereotypen Forschungsdesigns (Fallanalyse, Vergleichsstudie, Retrospektive Studie, Momentaufnahme und Längsschnittstudie), (vgl. Flick, 2010, S. 186-187) bedient sich das gegenwärtige Projekt gleichzeitig – auch wenn es am ehesten der Momentaufnahme zuordenbar wäre – Prinzipien, welche im Zuge mehrerer unterschiedlicher Forschungsdesigns angeführt und empfohlen werden. Zum Beispiel besitzt diese Studie, auf der einen Seite, einen starken Fokus auf Praktiken und Routinen (Momentaufnahme), während, auf der anderen Seite, ebenfalls biographische Erfahrungen und Lebensgeschichten (Retrospektive Studie/Fallanalyse) integriert werden. Dem, der Momentaufnahme inhärenten, „Verzicht auf Verlaufs- und Veränderungsperspektive“ (Flick, 2010, S. 187) muss außerdem entgegengehalten werden, dass in der Untersuchung zwangsläufig Veränderungen und Verläufe berücksichtigt werden müssen, weil ich mich schon viele Jahre im Skateboardermilieu aufhalte und diese Erfahrungen mit ein fließen.

3.2 Forschungsziel

Bisherige Untersuchungen der Skateboardszene (etwa die der Kölner Domplatte bei Peters, 2011) waren vorwiegend so beschaffen, als eine forschende Person an das Feld herangetreten ist, um mit dem ausgewählten Instrumentarium (Feldnotiz, Interview, Fotos, etc.) Kategorien und Besonderheiten herauszuarbeiten. Man hat dabei den Eindruck, bei aller Qualität und Feinsinnigkeit der Untersuchungen, dass diese stark von Begrifflichkeiten ausgehen, welche in der Scientific Community zu diesem Zeitpunkt "en vogue" waren, wie etwa das "Raum-Spiel" bei Peters (2011, S. 151) oder Raum und Selbstdarstellung (Tappe, 2011, S. 243). Die Notwendigkeit dieser Kategorien sind nicht zu leugnen, dennoch fehlt es dabei an einer gewissen Unmittelbarkeit und Authentizität, welche in dieser Arbeit gewährleistet werden sollen. Aufgrund meiner, über zehnjährigen, gelebten Erfahrung innerhalb von Skateboardcliquen in Niederösterreich und schließlich der Wiener Skateboardszene bzw. meiner kontinuierlichen Skateboardpraxis, möchte ich

mit der Diplomarbeit ein zeitgemäßes, echtes und aufschlussreiches Bild des Skateboardfahrens - und allen voran der menschlichen Subjekte dieser Bewegungspraxis - liefern. Kategorien werden implizit aus Szenarien und Erfahrungen entwickelt und mit der, meiner Ansicht nach, höchsten Instanz, der ausübenden Person selbst, vernetzt. Der Skateboarder wird als Träger aller Kategorien und Forschungsergebnisse verstanden. Auf Basis dieser Ergebnisse wird schließlich der Frage nachgegangen WARUM das Skateboardfahren solch eine Faszination für die Praktizierenden ausübt, WIE die Gruppenprozesse in Wien gestaltet sind, um eine Szene, wie es sie hier gibt, zu generieren und WAS überhaupt bei einer sogenannten „Skatesession“ (und auch abseits dieser) passiert. Durch Beschreibung der Art der Kommunikation der Skateboarder - der feinen "Zwischentöne", aktueller Trends und allgemeiner Interessen der Skateboardfahrer, soll einerseits ein lebendigeres Bild der Skateboardkultur gezeichnet und andererseits, zahlreichere und vor allem differenziertere und reflektiertere Aspekte dieser urbanen Bewegungspraxis bereitgestellt werden, als es für - eigentlich außenstehende - Forscher/innen überhaupt möglich wäre. Inspirierend war diesbezüglich eine ethnographische Studie von Loïc Wacquant (2001). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*, welcher, meiner Ansicht nach, den Spagat zwischen Vermittlung eines Lebensgefühls einerseits und akademischem Anspruch andererseits, zu bewältigen verstand.

3.3 Forschungsmethodik

In Bezug auf die Methodik derartiger Untersuchungen haben sich, wie bereits erwähnt, die teilnehmende Beobachtung, offene Interviews, subjektive Kartierungen und Fotografien bewährt (vgl. Peters & Eichler, 2011, S. 61).

Innerhalb meiner zu untersuchenden Gruppe weiß kaum jemand, dass ich Beobachtungen im Hinblick auf eine Diplomarbeit durchführe, bzw. diejenigen die über das Diplomarbeitsthema Bescheid wissen, haben keinen Grund dafür, sich anders zu verhalten als sie sich normalerweise verhalten, weil ich mich auch nicht anders als sonst verhalte - also keine Gefahr eines Hawthorne-Effekts (Hewstone, Jonas & Stroebe, 2007, S. 108). Der Modus der Beobachtung fällt, allgemein gesprochen, in die Sparte der „freien“ Beobachtung (vgl. Girtler, 2001, S. 62), kann jedoch in Bezug auf meine „Spezialsituation“ (dass ich nämlich nicht den Zugang zur Gruppe erst suchen musste,

sondern schon inne hatte) als *verdeckte, teilnehmende und aktive, unstrukturierte Beobachtung* bezeichnet werden (vgl. Girtler, ebd.). Im konkreten Zusammenhang mit der Forschungstätigkeit schlüsselt sich diese Art der Beobachtung wie folgt auf:

1) *verdeckt*: „Die Bezeichnungen ‘offene’ und ‘verdeckte’ Beobachtung erfassen lediglich strategische Probleme, nämlich inwieweit sich ein Forscher oder ein Beobachter in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu erkennen gibt oder nicht“ (Girtler, 2001, S. 61).

→ Ich gebe mich in meiner wissenschaftlichen Tätigkeit nicht zu erkennen. Vereinzelt wissen jedoch Probanden Bescheid, etwa weil ich diese gebeten habe, einen Text für mich zu verfassen, in dem sie einen typischen Ablauf eines „Skate-Tages“ beschreiben sollten.

2) *teilnehmend*: Das beschreibt, laut Girtler (2001, S. 62) lediglich den Umstand, dass der/die Beobachter/in selbst an den Aktionen teil nimmt (und sich nicht außerhalb des Handlungsablaufs befindet).

→ Dies trifft bei mir in jedem Fall zu. Ich bin gleichzeitig Beobachter, Teilnehmer und Gestalter von Aktionen. Zum Beispiel wenn ich vorschlage, zu welchem Skatespot wir fahren könnten, oder mich aktiv an Gesprächen beteilige. Der Begriff der „Teilnahme“ schließt zudem auch mit ein, dass der Beobachter bereits ein echtes Mitglied der zu erfassenden Gruppe ist (Girtler, 2001, S. 63).

3) *aktiv*: Der Begriff des „aktiven“ Beobachters meint lediglich, dass dieser sich der Gruppe derart anschließt, dass sie ihn als Gruppenangehörigen akzeptieren (vgl. Girtler, 2001, S. 64).

→ Dies ist wohl schon implizit im Begriff des *Teilnehmenden* enthalten. Ich bin echtes Mitglied der Gruppe und werde als Gruppenangehöriger akzeptiert.

4) *unstrukturiert*: Es liegt kein systematischer Erhebungsplan vor. Ganz im Gegensatz zur strukturierten Beobachtung wo, durch den Einsatz von Beobachtungsschemata, versucht wird, die Beobachtung zu standardisieren und den einzelnen Beobachter zu kontrollieren (vgl. Girtler, ebd.). Bei der „freien, teilnehmenden Beobachtung“ hingegen liege, laut Girtler (vgl. ebd.) das einzige Kontrollmittel im Forscher selbst, dessen Sorgfalt ihn daran hindern soll, vermeidbare Verzerrungen anzunehmen.

→ An dieser Stelle kurz kritisch überlegend, wäre eine Standardisierung im Falle meiner Forschungstätigkeit kein uninteressanter Ansatz. Vielleicht gerade *weil* ich bereits ein Bestandteil der Gruppe bin. Das würde mich insofern unterstützen, als ich dadurch

wiederum einfacher eine gesunde Distanz zum Geschehen einhalten *müsste*, um dem Anspruch eines Beobachtungsstandards zu genügen.

Hier wird jedoch ohne Erhebungsplan vorgegangen, weil die Fülle an Eindrücken, welche dokumentiert und in der Diplomarbeit verarbeitet werden, dadurch zu stark kanalisiert würden. Außerdem gibt es zur Zeit, meines Wissens nach, keine entsprechende Querschnittsstudie, im Zuge dessen sich die Arbeit nach Schemata lohnen würde.

5) *Beobachtung:*

„ [...] läßt [sic] sich die Methode der sozialwissenschaftlichen Beobachtung als ein Verfahren definieren, durch welches der Beobachter sinnlich wahrnehmbares Handeln erfassen will. Er selbst verhält sich bei der Beobachtung gegenüber dem zu Beobachtenden grundsätzlich passiv [...] .“ (Girtler, 2001, S. 61)

→ Der Begriff des Sinnlich-Wahrnehmbaren wird auch mich in meiner empirischen Ausarbeitung prägen, denn wie Girtler richtig meint, schließt die Beobachtung nicht nur das visuelle Moment mit ein, sondern auch akustisches, emotionales, etc. Bewusstsein. Lediglich das passive Verhalten im Zuge einer Beobachtung sei zu relativieren, denn, wie schon oben angedeutet, kann eine Beobachtung so weit modifiziert werden, dass diese der forschenden Person auch Aktivität und Gestaltungsspielraum zugesteht.

Im Zuge dieser Erläuterungen taucht, zu recht, die Frage nach ethischen Überlegungen meinerseits auf, weil die Skateboarder im Grunde nicht wissen, dass ich eine Diplomarbeit über „ihre“ Szene verfasse. Ginge man streng nach den „Ethikkodices“ der DGS (Deutsche Gesellschaft für Soziologie), welche Flick (2010, S. 57-65) anführt, verstoße ich bestimmt gegen die Hälfte der Punkte, welche ethisch korrektes Handeln in der qualitativen Forschung definieren. Es wird etwa verlangt, dass man, in jedem Falle, auch unter dem Risiko einer Verzerrung der Forschungsergebnisse, eine Art informierende Einwilligung mit den Beteiligten der Forschung erwirkt. Wie das funktionieren soll, wird leider nicht beschrieben (vgl. Ethik-Kodex 1993, I B 2; zit. n. Flick, 2010, S. 59). Aber auch zum Beispiel dem Anspruch der *Gerechtigkeit* kann nicht zur Gänze nachgekommen werden. Dieser besagt nämlich, dass alle Menschen gleich behandelt werden sollten (vgl. Murphy und Dingwall, 2001, S. 339; zit. n. Flick, 2010, S. 58). Im Zuge meiner Gegenwart in der Szene, habe ich mit gewissen Leuten intensiveren Kontakt, mit manchen weniger. Die einen mag ich sehr gerne, andere meide ich gerne.

Die Problematik einer „Überschreitung“ ethischer Richtlinien sehe ich nicht in einer unethischen Haltung meinerseits (wenn man außerdem beachtet, dass hier Anonymität bzw. der Schutz der Person höchste Priorität besitzen), sondern in der Praxis der Forschungssituation selbst: Wenn man eine, zuvor unbekannte, Gruppe als außenstehende Person einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung unterzieht, wird es höchstwahrscheinlich nötig sein, seine/ihre Identität preiszugeben bzw. zumindest über die Forschungsabsichten zu informieren (eben in dem Maße es möglich/notwendig ist). Man denke etwa an Untersuchungen in „reglementierten“ Milieus wie Firmen, Sportvereinen, etc. . In meiner Situation hingegen, bin ich bereits ein Teil des Gesamtgefüges und habe nicht vor, innerhalb einer sowieso etwas diffusen und flexiblen Dynamik des Kommens und Gehens, jeder Person mitzuteilen, dass ich eine Studie über die Skateboardszene Wiens mache. Insofern ist auch die von Murphy und Dingwall (2001, S. 304; zit. n. Flick, 2010, S. 59) aufgeworfene Diskussion zu erwähnen, welche Ethikkodices einerseits als teilweise Einschränkung der Forschung sehen und andererseits den Schutz der Teilnehmer/innen durch Kodices alleine für kaum möglich halten. Ein Beispiel dafür, welches genau die Problematik illustriert, welcher ich, im Falle eines Informierungsversuchs der Beteiligten, ausgesetzt wäre, stammt aus einer Studie von Flick und Röhsch (vgl. 2006a; zit. n. Flick, 2010, S. 60):

Beobachtet man beispielsweise einige obdachlose Jugendliche hinsichtlich ihres Gesundheitsverhaltens in ihrem Alltag auf öffentlichen Plätzen, wird man immer wieder in Situationen kommen, in denen sie zufällig und kurzzeitig andere Jugendliche treffen und mit ihnen kommunizieren. Bei den zufällig und kurzzeitig Involvierten wird dies dagegen nicht möglich sein bzw. der Versuch der Einholung der Zustimmung die eigentliche Beobachtungssituation `sprengen`.

Im Rahmen der Untersuchungen erfolgt die Informierung der Probanden höchstens implizit: Wenn einer der Skater mich z. B. fragt, was ich denn mache, sobald ich an einem Spot mein Notizbuch und einen Stift zur Hand nehme (das kam bis jetzt schon ein paar Mal vor), dann sage ich, dass es meiner Diplomarbeit dient. Damit ist das Thema aber auch schon wieder erledigt. Großangelegte Verkündungen, adressiert an meine Beobachtungsgruppe, spare ich deshalb (schon alleine aus logistischen Gründen) aus. Außerdem habe ich bis jetzt den Eindruck, dass die Gruppe der Skateboardfahrer, welche partiell über mein Vorhaben Bescheid wussten, eher mit Interesse und Engagement reagiert haben (etwa als ich fünf Kollegen gebeten habe, mir eine kurze, subjektive

Beschreibung eines typischen „Skateboard-Tages“ zu verfassen), als mit Misstrauen und Vermeidung.

Um an dieser Stelle noch einen persönlichen Wertemaßstab zu formulieren der, meiner Ansicht nach, das Wesentliche berücksichtigt: Ich werde im Rahmen der Studie mit jener Sensibilität ans Werk gehen, in gleichem Maße wie mir von meinen Freunden und Bekannten aus der Szene Vertrauen und Engagement entgegengebracht wird. Insofern trete ich mit den Beteiligten in eine wechselseitige Beziehung, die sich, im Endeffekt, von selbst reguliert.

Interviews gibt es nicht, meine verbale Kommunikation mit den anderen Skateboardern ist meistens spontan und nur im Falle, dass ich etwas spezifischer wissen möchte, mit einer Absicht in meiner Sprache verbunden (welche den Subjekten mit Sicherheit nicht auffällt). Es ist also nicht notwendig, eine „Kommunikationssituation herzustellen“ (vgl. Girtler, 2001, S. 162), weil diese sowieso allgegenwärtig sind. Auch das sehr offen und flexibel gehaltene „ero-epische Gespräch“ (vgl. Girtler, 2001, ab S. 147) wird kein Richtmaß für die Gesprächssituationen darstellen, welche innerhalb der Studie vorherrschend sein werden. Es ist nicht unbedingt notwendig, kulturelle Besonderheiten im Gespräch zu erfassen (vgl. Girtler, ebd.), weil ich ja selbst ein Teil dieser Kultur bin. Viel mehr ist die Dokumentation der verbalen Daten als ein nahezu unbegrenztes Sammelsurium von kurzen oder langen Gesprächen (sei es nun beobachtet oder daran Teil genommen), Anweisungen, Rechtfertigungen, Selbstgesprächen, verbalen Schlagabtauschen und Motivationsrufen zu begreifen. Ja, es soll sogar vorkommen, das mitten auf der Strasse wie wild geschrien wird oder Flüche „herumgeschleudert“ werden.

Kartierungen und Fotografien werden vorhanden sein. Die Kartierung fand ohne Anwesenheit anderer Skateboardfahrer statt. Fotografien werden vor allem dem Zweck der Illustration und zum besseren Verständnis dienen. (Prä-)Ikonografische Beschreibungen sowie strukturierte Interpretationsweisen (ikonologische Interpretation) werden ausgespart.

3.4 Auswertungsverfahren und Ergebnispräsentation innerhalb der Diplomarbeit

An dieser Stelle sollen die Arbeitsschritte der empirischen Studie, welche konkret ab Kapitel 4 beginnt, mithilfe eines Modells veranschaulicht werden (die Abkürzungen werden im Laufe des nachfolgenden Textes erläutert):

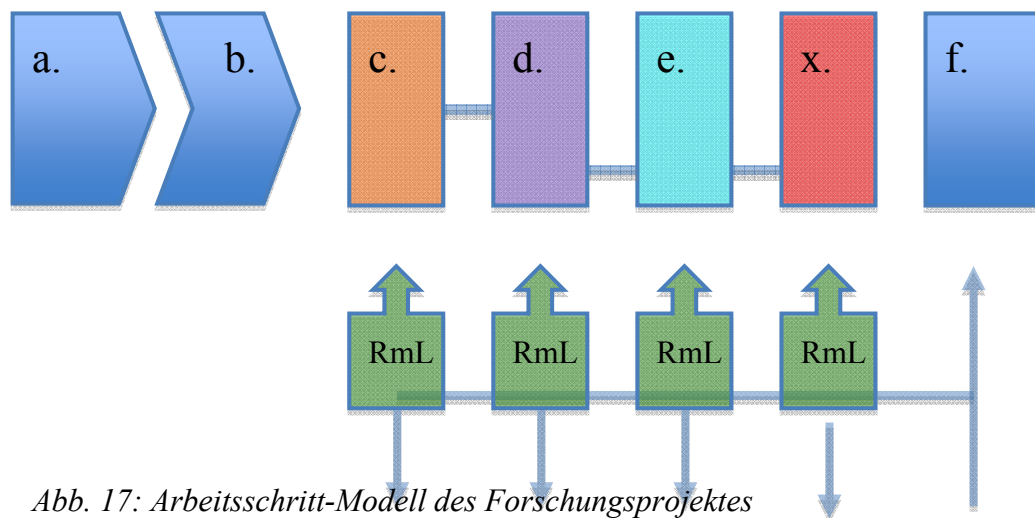


Abb. 17: Arbeitsschritt-Modell des Forschungsprojektes

Ad a.)

Im ersten Arbeitsschritt werden die Ausgangssituation bzw. die Rahmenbedingungen der Studie geschildert: Wie ist das Forschungsfeld geografisch einzugrenzen? Wer sind die Probanden der Studie und welchen sozialen Hintergrund haben sie? Welches Instrumentarium wird für die Dokumentation verwendet? Wie sieht ein typischer Forschungstag aus?

Ad b.)

Im zweiten Arbeitsschritt werden jene Kategorien formuliert, welche im Hauptteil (ab Kap. 4. 3) behandelt werden. All diese Kategorien haben gemeinsam, dass sie zentrale Themen in der Wiener Skateboard-Szene sind. Ihre Auswahl erfolgt mit Hilfe persönlicher Texte

von fünf Skateboardfahrern, sowie auf Basis von Beobachtungen und Erlebnissen, die im Laufe der Zeit dokumentiert wurden (Notizbuch).

Ad c.) – x.)

Die einzelnen Buchstaben stellen die jeweiligen Kategorien dar, welche nacheinander abgearbeitet werden („x“ bedeutet lediglich die zu diesem Zeitpunkt noch unbekannte Anzahl an Kategorien). Innerhalb der einzelnen Kapitel werden Aspekte aus der Welt des Skateboardfahrens beschrieben, illustriert und reflektiert (die Abkürzung „RmL“ bedeutet „Reflexion mit Literatur“): Dabei wird bewusst auf die, ebenfalls naheliegenden, Begriffe „Literatur-/Theoriearbeit“ verzichtet, weil die Darstellung von Ereignissen aus dem Feld im Vordergrund steht und Literatur eher zu einer Anreicherung oder einem Hinterfragen – kurzum einer Reflexion – des Datenmaterials dienen soll.

Ad f.)

Hier werden die wichtigsten Erkenntnisse und Probleme noch einmal zusammengefasst, um die Feldstudie in ihren Facetten abzurunden. Rückbezüge (siehe Pfeile) zu den einzelnen Kategorien sind deshalb notwendig. Abschließend werden die Ergebnisse der Studie – im Sinne eines Ausblickes – in den Kontext des Forschungsfeldes alternativer Bewegungskulturen gesetzt.

Am Anfang/zum Schluss/während der einzelnen Abschnitte werden außerdem repräsentative Ereignisse aus dem Skateboardalltag beschrieben, um die Kategorien (c. – x.) entweder mit einem realen Bezug zu rechtfertigen, oder um ganz einfach die Atmosphäre des Milieus zu vermitteln.

3. 5 Potentielle Problemfelder im Forschungsprozess

Im Zuge dieser vorangegangenen Angaben macht es, meiner Meinung nach, Sinn, kurz auf mögliche Problemfelder hinzuweisen, denen ich bei meinen Forschungen ausgesetzt bin. Am naheliegendsten ist das Risiko eines unreflektierten und ungenauen Umgangs mit dem Datenmaterial aufgrund meiner permanenten Anwesenheit und Vergangenheit in der Gruppe der Skateboarder. Es besteht die Gefahr, dass ich Aspekte, welche mir vielleicht persönlich gerade wichtig sind, in meiner wissenschaftlichen Datenausarbeitung überbetone, bzw. eine gesunde Distanz zum Geschehen nicht einhalten kann und

„Selbstverständlichkeiten“ im Handeln, die sehr wohl relevant sind, nicht registriere Girtler (vgl. 2001, S. 134). Des Weiteren war es für mich bis jetzt auch nie leicht, sobald ich zu einer Skateboardsession gekommen bin, die Überwindung zu finden, mich aus meiner Rolle des Akteurs herauszulösen und bewusst eine beobachtende Perspektive einzunehmen. Da es ja mein „Lieblingssport“ ist, war die Versuchung meistens sehr groß, permanent „drin“ zu sein – aber möglicherweise ist das auch kein massiver Nachteil, denn die Intensität eines Skateboard-Tages bewusst am eigenen Leib zu spüren, vertieft gleichermaßen die Einsicht in Prozesse, welche ich überhaupt beschreiben möchte.

3.6 Zwischenreflexion

Beim Skateboardfahren handelt es sich um ein „irgendwie eigenartiges“ sportliches Phänomen: Vorwiegend junge Männer fahren auf rollenden Brettern durch Straßen, reiben Holz- und Steinkanten mit Kerzenwachs ein, präsentieren sich vor Kameras und der teils verwirrten Öffentlichkeit; sitzen auf verlassenen Parkplätzen, wo eine rutschige Eisenkante auf einem Randstein das höchste der Gefühle darstellt, träumen von wellenförmigen Betonlandschaften, klettern auf Dächern herum, sprayen ihr Skateboard und ihre Schuhe an, brechen aus scheinbar unbegreiflichen Gründen ihr Skateboard, stürzen, fallen, bluten, lachen, debattieren über einen besonders schwierigen Trick eines Skateboarders aus dem neuesten Skatevideo, grüßen sich, schimpfen einander – grundlos oder begründet – inszenieren sich; sind dort, wo andere nicht sind.

Diese Liste würde sich noch sehr lange ausdehnen lassen. Wichtig ist es mir, hier noch einmal anschaulich zu machen: Was ist das eigentlich für eine merkwürdige Kultur?

Der folgende Arbeitsteil wird Licht in das Dunkel bringen.

4 Räume, Riten, Rebellen

Ereignis # 1: „*more than skateboarding*“ oder „Abenteuer am (im) Fluss“

Wir entscheiden uns an diesem Tag am Donaukanal skaten zu gehen – gleich in unmittelbarer Nähe zum Flex [beliebte Wiener Diskothek]. Angeblich wurde dort ein neues Curb [in diesem Falle: eine Betonbank] gesichtet. Wir begeben uns also hin und fahren den Spot. Es geht ganz gut dort. Man muss nur ein bisschen aufpassen, dass einem nicht das Board ins Wasser fällt – der Abgrund zum Wienfluss ist nur wenige Meter weit entfernt. Natürlich fallen mir dort die Einbuchtungen auf, welche sich in der Ufermauer befanden: Die Öffnung ragt ca. 1 mal 1 Meter in die Mauer hinein, sodass man mit dem Skateboard darüber springen könnte – unter dem Risiko, dass sich neben einem ein fünf Meter tiefer Abgrund zum Wasser befindet. Die Stimmung ist gut, ich bin motiviert und mache beim ersten Versuch einen Ollie über das gap. Dann probiere ich einen Heelflip [Trick, bei dem man das Board mit der Ferse um die eigene Achse rotieren lässt] darüber. Den ersten Versuch lande ich, beim zweiten verliere ich das Board unter den Füßen und es stürzt ins Wasser. Geraune geht durch die Gruppe. Jeder hat es irgendwie kommen sehen. Zum Glück ist der Fluss an dieser Stelle nicht sehr tief und ich kann sehen, wo das Board liegt. Ich überlege kurz, ob es Sinn machen würde, ins Wasser hineinzugehen und entscheide mich dafür, das Board zu holen, weil zumindest die Achsen noch einen gewissen Wert besitzen. Das Holz könnte ich natürlich aufgrund der Nässe vergessen. Ich steige über Stufen zum Ufer hinab, krample mir die Hose hinauf, berühre mit meinem Zeh, schließlich mit meiner Wade das Wasser und zucke unter Schmerzen zurück, weil es so kalt ist. Danach versuche ich, über einen anderen, vermeintlich kürzeren Weg – einer Brücke – an das Board heranzukommen: Abermals weiche ich ob der Kälte zurück. Danach entscheide ich mich für die Schockmethode: Einfach ins Wasser springen und das Board holen. Ich ziehe mich bis auf die Unterhose aus, klettere wieder über die Stufen zum Wasser hinunter, wo ich schon das erste Mal gescheitert bin, atme tief durch und ... Wenn ich gewusst hätte was für ein Horrortrip jetzt folgt, wäre ich nie ins Wasser gesprungen: Sobald mein Körper in die Kälte eintaucht, raubt es mir den Atem. Ich bin fast wie erstarrt und komme nur ganz langsam voran. „Zum

Glück kann ich hier im Wasser stehen“, geht es mir durch den Kopf. Meine Füße graben sich in den Schlamm am Grund des Flusses. Ich bin noch nicht einmal bei der Hälfte der Strecke, schon muss ich umdrehen. Es ist eiskalt. Jede Bewegung kostet dreimal so viel Kraft wie in normal temperiertem Wasser. Mich überkommt eine leichte Panik. Ich rufe nach meinen Freunden, die oben am Ufer stehen. Einer von ihnen filmt mit seinem Handy das Geschehen. Einer kommt runter, ich stöhne in der Zwischenzeit vor Schmerzen, und zieht mich aus dem Wasser. Alleine hätte ich es wohl kaum geschafft. Zu zweit helfen sie mir die scherbenbedeckten Stufen hinauf. Einer legt mir von hinten ein Jacke über die Schultern. Als wäre ich gerade einen Bergmarathon gelaufen. Ich zittere am ganzen Körper und fühle mich elendig, aber erleichtert. Dann trockne ich mich ab und ziehe mich an. Mir geht es schon besser... Zu Hause angelangt dämmert es mir langsam: Es ist Mitte März und ich springe in einen eiskalten Fluss. 1 bis 4 Grad hat er, das hab ich dann im Internet nachgesehen. Über die möglichen Konsequenzen war ich mir in der Situation überhaupt nicht bewusst. Die habe ich dann selber am eigenen Leib erfahren. Warum mache ich so etwas überhaupt? Es ist Mitte März verdammt!

Das Board schlummert noch immer unter Wasser.

unkommentierte, der Einstimmung dienende Aufzeichnung vom 20. 3. 2013

4. 1 Ausgangssituation/ Rahmenbedingungen

4. 1. 1 Räumliche Eingrenzung des Forschungsfeldes

Das Forschungsfeld ist der urbane Raum Wiens. Die Aufenthaltsorte, Treffpunkte und Spots der Skateboarder befinden sich vor allem in den Kernbezirken Wiens, also 1. bis 9. . Diese Orte sind meistens von zu Hause mit dem Skateboard erreichbar. Abhängig von der jeweiligen Wohnsituation der Einzelperson, werden aber auch öffentliche Verkehrsmittel – in seltenen Fällen ein Auto – benutzt. Zur Zeit beliebte Skatespots, an denen man häufig Skater antrifft, sind, um hier nur einige exemplarisch zu nennen, der Karlsplatz (Resselpark), die Börse am Ring, der Schwarzenbergplatz, der Vorplatz der Votivkirche, das alte AKH, der Schuhmaierplatz im 16. Bezirk, der Street-Plaza unter der Nordbrücke und die „Donauinsel“ (eine unter der Reichsbrücke befindliche Betonlandschaft) – der wahrscheinlich älteste, auch international bekannte, große Skatespot Wiens. Diese Spots

werden auch von uns immer wieder besucht, wenngleich man ebenfalls neue Orte und „skateboardtaugliche“ Bauten begrüßt: Aufgrund meiner ursprünglichen Herkunft aus Niederösterreich sind mir nicht nur Wiener Skatespots bekannt, sondern auch exklusivere Lokalitäten, wie zum Beispiel ausgetrocknete Wasserauffangbecken neben Autobahnen oder vereinsamte Laderampen in Dörfern außerhalb Wiens. Darüber hinaus verweilen wir auch 1 bis 2 Mal im Jahr, für ca. einendhalb Wochen, in Barcelona. Das Skateboarden hat an jedem dieser Orte – Stadt, Land, Ausland – eine eigene Qualität und bildet unterschiedliche Facetten und Schwerpunkte heraus, auf denen der Beobachtungsfokus ruhen kann. Skateboardhallen werden in der Arbeit nicht oder kaum berücksichtigt. Den prominentesten Rahmen für die Studie wird jedoch, wie auch schon der Titel der Diplomarbeit verlautbart, die Stadt Wien bilden, weil hier ein relativ stabiles Milieu, in Bezug auf Zeit, Raum und Subjekt, vorhanden ist.

4. 1. 2 Subjekte der Studie – „Die Skaterpartie“

Die Kerngruppe, auf welcher das Hauptaugenmerk der Feldstudie liegt, sind rund 20 junge Männer zwischen 19 und 30 Jahren. Manche von ihnen sind fast immer präsent, andere sind seltener zugegen: Ungefähr 75 Prozent von ihnen sind in regulären 40- Stunden-Jobs aktiv. Der Rest besteht aus Arbeitssuchenden, Berufsschülern und angehenden Akademikern. Damit eng in Zusammenhang zu bringen ist die Annahme, dass keiner von ihnen professionellen Status beim Skateboardfahren hat. Es passiert zwar immer wieder, dass Profis (also diejenigen, die mit dem Skateboarden Geld verdienen) den Skatesessions beiwohnen – „meine Truppe“ würde ich jedoch höchstens dem semiprofessionellen Level zuordnen, wenngleich die meisten über Sponsoren verfügen, von denen sie zumindest ihre Skateboards bzw. das Zubehör beziehen.

Die Skater stammen aus Familienverhältnissen der mittleren Einkommensschicht bzw. oberen Mittelschicht. Ein geringer Anteil hat Hintergründe aus dem Arbeitermilieu. Lediglich eine Person verfügt über eine Migrationsvergangenheit (d. h. hier für mich: In einem anderen Land geboren, mit ursprünglich ausländischen Eltern). Die meisten sind gebildet und verfügen über ein breites Allgemeinwissen, während sich der gruppeninterne Wissensaustausch vor allem auf Neuigkeiten aus der „Skateboardwelt“ (Welches Video ist gerade veröffentlicht worden? Welcher Skateboarder ist zur Zeit beliebt und bekannt?) und

der Musik bezieht (Skateboardfahren und Musik stehen in einer symbiotischen Beziehung zueinander, siehe S. 101).

Die sportlichen Interessen der Skater gehen kaum über das Skateboardfahren hinaus und scheinen sie hinreichend auszulasten. Aus meinen Aufzeichnungen geht hervor, dass höchstens das Radfahren eine gewisse Bedeutung für einige Skater hat, denn im Sommer 2012 war es plötzlich total *in*, über ein altes, möglichst individuell modifiziertes, Rennrad zu verfügen: Entweder als Ausgleich (leistungsorientiertes Radfahren auf der Donauinsel) oder als zuverlässiges Fortbewegungsmittel in der Stadt. Bei genauerer Betrachtung des urbanen Radfahrens lassen sich, auch wenn das hier eigentlich nicht Thema der Studie ist, durchaus Parallelen zum Skateboardfahren aufzeigen, wie z. B. Rasanzen und Risiko im öffentlichen Straßen- und Personenverkehr und die Verfügung über ein individuelles, selber angetriebenes und gesteuertes Vehikel, welches Autonomie und „Freiheit“ suggeriert – alles Gründe für eine Affinität zwischen Rad und Skateboard.

Beinahe alle sind miteinander befreundet, d. h. es wird auch über das Skateboardfahren hinaus gemeinsam etwas unternommen. Die gesamte Gruppe ist im Prinzip eine Zusammenschmelzung von einzelnen „Skater-Freundeskreisen“, welcher – jeder für sich – eine eigene Vergangenheit hat. Aufgrund der Tatsache, dass viele aus den jeweiligen Cliques von dem selben Skateshop gesponsert werden (ein bekanntes Geschäft am Schwedenplatz), wurde die Grundlage für gemeinsame Aktivitäten gelegt. Somit bildet dieser Shop eine, die Gruppe, konstituierende Qualität.

4. 1. 3 Werkzeuge

Das Hilfsinstrumentarium für die Studie besteht – im weitesten Sinne – aus folgenden Komponenten:

- a.) Notizbuch und Stift
- b.) Fachliteratur (Auswahl)
- c.) Handy für die Kommunikation
- d.) Fotoapparat
- e.) Laptop zur Datensammlung/-strukturierung und -auswertung



a.

4. 1. 4 „A day in a Life“ – *Abb. 18: Forschungsinstrumentarium*

Ein Tag aus der Forschungspraxis

Im Grunde ist ein Tag, an dem ich Situationen und Geschehnisse dokumentiere, nicht anders strukturiert als die übrigen: Über das Mobiltelefon meldet man sich, vorausgesetzt es ist kein Arbeitstag unter der Woche, in der Regel um die Mittagszeit, per Anruf oder SMS (meistens reicht es dabei schon aus, lediglich zu schreiben: „Wer ist motiviert?“ – Es weiß dann jeder Bescheid, dass es sich um Skateboardfahren handelt). Ich bereite zu Hause das Material vor, also die Videokamera (Sony VX 1000, welche unabhängig vom Forschungsvorhaben prinzipiell dabei ist – denn gefilmt werden kann immer), digitalen Fotoapparat (rein zur Dokumentation), das Notizbuch und einen Stift. In der Zwischenzeit hat sich bereits der ein oder andere Freund per Telefon zurückgemeldet. Es wird ausgemacht, dass wir uns in Stadlau (22. Bezirk), in einem Skatepark treffen. Dort angekommen wärmen wir uns auf, skaten ein bisschen herum und warten auf den Rest der erwarteten Leute, die noch zu uns stoßen sollten. Während dieser Phase versuche ich, so gut es geht, in einen anderen Wahrnehmungsmodus zu eintreten, also eine möglichst distanzierte und differenzierte Perspektive auf meine Handlungen und jene der Probanden zu gewinnen.

Dennoch bleibe ich immer noch Teilnehmer und skate auch aktiv, während ich zwischendurch immer wieder „einen Schritt zurück trete“ und mir die Situation von „außen ansehe.“ Dokumentation bleiben zunächst aus, denn die Dynamik im Skatepark steht nicht im Zentrum meiner Aufmerksamkeit.

Es wird beschlossen, sich eine Betonlandschaft anzusehen, welche von einigen Wiener Skatern in D. I. Y. („Do it yourself“) – Marnier gestaltet wurde. Zu diesem Zeitpunkt war



Abb. 19: Bei der Dokumentation

noch niemand von uns jemals dort, wir haben nur davon gehört, also müssen wir etwas Zeit aufwenden, um fündig zu werden. Ich beginne nun damit, ein paar Fotos zu machen, weil jetzt eine der (zahlreichen) Dimensionen des Skateboardfahrens beginnt, für die ich mich interessiere: Das Aufwenden von Energie, um gewisse, teilweise versteckte, Orte zu finden, an denen sich Skateboarden ereignet. Am Spot angelangt, wird dieser erst einmal getestet. Zwischendurch setze ich mich hin, öffne mein Notizbuch und schreibe etwas hinein. Peter fragt: „Was machst du da?“ Ich gebe ihm eine ehrliche Antwort, „Ach, das sind Aufzeichnungen für meine Diplomarbeit, darin geht es um Skateboardfahren“ belasse es aber auch gleichzeitig bei diesem Informationsgrad, denn genauer wird nicht nachgefragt.

So „bearbeiten“ die anderen Skater indessen die Betonrundungen, während ich Eindrücke hinkritzle, Fotos mache und schließlich die Kamera zum Filmen vorbereite: Ich trete wieder in die Rolle des aktiven (Mit-)Gestalters.



Abb. 20: Ausschnitt des, von Wiener Skatern selbst gebauten, Skate-Geländes



Abb. 21: Filmen eines Layback-5.0-Grinds

Ich beginne dann selber zu skaten und versuche mich an einer „line“ (mehrere Tricks hintereinander stehen). Peter filmt mich, bis ich die line schaffe. Danach übernehme ich die Kamera und zeichne damit Tricks auf, die er noch machen wollte. Damit ist jeder von uns am „Erfolg“ der Session beteiligt.

Anschließend nehme ich wieder Platz und reflektiere kurz, welche Aspekte mir an der Session noch auffällig erscheinen. Darauf hin begeben wir uns zu einem anderen Ort in der Nähe, wo es angeblich Stufen geben sollte, die zum Skaten geeignet wären.

Dort angelangt versuche ich mich an einem Kickflip, der sogleich mit der Kamera aufgenommen wird.

Ich distanziere mich nun immer stärker von meiner Rolle als Beobachter. Danach finden wir noch zufällig eine, an Land gelagerte, Wakeboardschanze, die ebenfalls nicht „ungeschoren davon kommt“. Ich bin zufrieden mit der heutigen Dokumentation – meine Aufmerksamkeitsfähigkeit lässt auch schon nach – wir lassen den Tag am Ufer der Donau ausklingen.



Abb. 22: Skaten auf einer Wakeboardschanze

(Text auf Grundlage der Feldnotizen vom 21. 2. 2012)

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass ich mich nie komplett aus den Vorgängen zurückziehe, sondern, neben der Dokumentation, durchaus auf meine eigene Befriedigung, die ich durch das Skaten erfahre, konzentriere. Ich habe dennoch das Gefühl, dass durchwegs ein gewisses „implizites Bewusstsein“ über gemachte Erfahrungen im Feld „mitläuft“, über das ich spätestens an dieser Stelle – der Auswertung – im Komplex meiner Erinnerungen verfügen kann.

4. 2 ... „eigentlich alles außer durchschnittlich“ – days of skateboarding

Vorweg soll hier einmal das Textmaterial der fünf Skateboarder an sich – ohne jegliche Interpretationen – dargestellt werden, damit sich der/die Leser/in ein authentisches Bild

über, in Wien gelebte, Skateboardpraxis bilden kann. Es stellt außerdem eine Grundlage für die Erschließung von Kategorien dar, nach denen sich die qualitative Studie inhaltlich ausrichtet. Die Texte wurden auf mein Erbitten hin verfasst. Die einzige Instruktion, welche die Autoren erhielten, war, dass es sich um eine „möglichst subjektive Beschreibung eines typischen Skate-Tages“ handeln sollte. Vier der Texte existieren in digitaler Form (email bzw. word-Dokument). Einer wurde mit der Hand geschrieben (im Folgenden digitalisiert dargestellt). Um Zitate und Rückbezüge im Anschluss zu gewährleisten, wurden Zeilennummern zu den Texten hinzugefügt. Auf eine Korrektur der Rechtschreibung wurde verzichtet. Die Namen der Autoren sind – zwecks Anonymisierung – frei erfunden.

Text 1, *Simon*:

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, allen Leuten die nichts mit meiner Leidenschaft
2 zu tun haben,, näher zu bringen was es heißt ein Skateboarder zu sein.
Es gibt zwei Arten von Skatetagen.Die guten und die schlechten.Zweitere kommen
4 oft genug ,deswegen erzähle ich über Erstere!
Der perfekte Tag zum Skaten fängt bei mir am We meistens schon in der Früh
6 an.Meine Freundin merkt es schon wie unruhig mein Schlaf ist weil ich den Morgen
herbei sehne um mit meinen Freunden die Straßen unsicher zu machen.So ca um 9
8 Uhr in der Früh wird gefrühstückt ,aber meistens sehr hastig.Dann ein paar Telefonate
oder Sms mit den Freunden ob jemand eine Idee hätte wo es den hin geht zum
10 Bretteln.Nächste Frage die sich auftut mit dem Auto,per Board oder mit der U-
Bahn?Gleich zum Spot(Ort wo es verschiedene oder nur ein Hindernis zum Skaten
12 gibt)oder lieber zuerst in einen Skatepark zum Einfahren.Nachdem diese Fragen
geklärt sind macht man sich auf den Weg.Da ich für meinen Teil die meisten meiner
14 Skatefreunde schon sehr lange kenne ist es ein leichtes sie zu überzeugen was gefahren
wird.Es gibt sehr viele verschiedene Aspekte beim Skateboarden,aber dazu später
16 mehr.Da wir in Wien und Umgebung wohnen verfügen wir über ein unglaubliches
Reservoir an Spots.Zu 70 Prozent ist im letzten Jahr DIE NORDBRÜCKE der erste
18 Anlaufpunkt für uns.In Floridsdorf gelegen,zwar mit der U-Bahn mühevoll erreichbar
aber mit dem Auto ein Kinderspiel über den Gürtel.Unter dieser Brücke hat die Stadt
20 gemeinsam mit einem Freund dem Designer Darko Stevanovic einen Skatepark erster
Güte hingestellt.Am Spot angekommen mache ich für meinen Teil immer bevor das
22 Skateboard benutzt wird Qi Gong um meine Atmung und meine Gelenke,Muskeln
einfach die Motorik anzuregen,also Dehnen.Dieses Aufwärmprogramm dauert ca 30
24 Minuten.Manche Skater dehnen nicht ,aber bei mir geht ohne das gar nichts.Das wurde
mir von einem sehr guten Freund beigebracht der Qi Gong Lehrer ist.Nach den 30
26 Minuten beginne ich mit ein paar Basics (Standardtricks).Mir ist es wichtig das der
Spas nicht zu kurz kommt,deswegen wir slbstverständlich während dem Ausüben
28 meiner Leidenschaft auch gescherzt und gesprochen.Manch einer ist beim Skaten total
auf sich selbst fixiert und spricht nicht oder hört Musik über den Mp3 Player, wir
30 (meine Freunde)und ich sind da nicht so.Hin und wieder kommt es allerdings auch bei
mir vor das bei schwierigen Tricks ich dazu neige nicht zu reden oder Faxen zu
32 machen.An perfekten Tagen schafft man meistens einen besonderen Trick oder macht

mehrere Tricks hintereinander, das nennt man dann Line. Ich glaube die besten
34 Skatetage sind immer die, wo man zum Spot kommt und durch gegenseitige
Motivation, nach anfänglicher Skepsis sei es weil der Boden schlecht ist oder das Brett
36 nicht das macht was man will doch noch gut ausgehen. Das Gefühl wenn ein Trick
perfekt gestanden ist und eventuell sogar gefilmt wurde das kann einem keiner
38 nehmen! Skateboarden ist mein (unser) Leben!

Ich hoffe dir damit zu helfen Paulus!!!! Skate for Life!

Text 2, Phillip:

"Ein Skateboardtag"

Meistens fängt ein gewöhnlicher Skateboardtag bei mir so an das mich die Sonne in
2 meinen viel zu hellen Schlafzimmer zum Aufstehen zwingt. Nachdem mich die Sonne
und schlussendlich mein Kater aus dem Bett bekommen haben beginnt mein
4 Frühstücksritual. Das sieht so aus das ich die Fenster aufreisse den Innenhof mit lauter
Musik beschalle und nebenbei mein Frühstück zu mir nehme. Musik motiviert mich
6 persönlich mehr bevor ich skaten gehe als so mancher Skateboardclip. Gelegentlich
erwische ich mich natürlich beim durchstöbern gewisser "Skateblogs" wobei ich aber
8 meist nicht auf die Skater achte sondern immer ausschau nach neuen "Skatespots"
halte. Erfahrungsgemäß fängt dann das telefonieren an dass bis zu dem Anruf dauert
10 bis einer eine Uhrzeit und einen Treffpunkt nennt wo man sich dann zum Skaten trifft.
Mit dem Auto zum Spot zu kommen ist mir mittlerweile lieber geworden da ich dann
12 nicht so fertig ankomme. Da ich aber kein eigenes Auto habe bleibt mir meistens
nichts anderes übrig als die Kopfhörer aufzusetzen und durch die City zum Spot zu
14 pushen. Am Treffpunkt angekommen ist es dann immer abhängig von meiner
Tagesverfassung und vom Spot selber ob ich skate oder einfach nur in der Sonne liege,
16 mit meinen Freunden quatsche, die Anderen filme oder einfach ein bisschen
herum role. Meist sieht es dann eh so aus das ich viel zu fertig vom Vorabend bin als
18 wirklich skaten zu können aber solche Tage zählen mindestens genauso zu einen guten
Skatetag. Für mich ist Skaten mehr als nur einfach am Board zu stehen und gute Tricks
20 zu machen. Es ist mehr die Situationen die man auf der Straße erlebt, die Orte die
man ohne Skaten nicht einmal annähert bereisen würde, die Leute mit denen man
22 konfrontiert wird usw. es ist einfach was ganz besonderes einen Tag als Skater in einer
Stadt zu verbringen. Komischer Weise sehen die Abenden nicht so unterschiedlich
24 nach einem Skatetag aus. Es ist in den letzten Jahren immer einseitiger geworden.
Total fertig und kaputt kommt man nach Hause geht in die Dusche gegebenenfalls
26 noch die Blessuren des Tages betrachten bzw. verarzten und danach wenn man nicht
schon bei McDonalds oder beim Imbissstand gespeist hat noch ein schnelles
28 Abendessen und ab auf die Couch oder gleich ins Bett. Ein ganz besonderer Moment
ist natürlich dann noch das Erwachen am nächsten Morgen. Entweder kann man sich
30 nur noch voller Schmerzen eingeschränkt bewegen und bereut die letzten zehn
Versuche am Vortag oder man wacht wie neu geboren auf und will am liebsten gleich
32 wieder aufs Brett steigen. Auch wenn die „Wehwehchen“ von Jahr zu Jahr mehr
werden und die Skatetage immer rarer hoffe ich das ich noch zahlreiche schöne
34 Skatetage verbringen darf.

Text 3, Max:

Ein tag auf dem skateboard.

Das spannende an einem tag auf dem skateboard ist, dass man im vorhinein nicht
2 wirklich weiß was passieren wird. Von einer super zeit bis zu extrem beschissen ist
eigentlich alles möglich. Meistens mache ich mir mit freunden irgendeinen treffpunkt
4 aus, an dem wir uns dann in aller ruhe aufwärmen beziehungsweise einfahren. In
letzter Zeit kommt es aber immer häufiger vor, dass ich mir einfach alleine mein brett
6 schnappe und ein paar bekannte spots abklapper, irgendwen trifft man dann schon und
in wien kennt ja sowieso jeder jeden. Wie dem auch sei meistens fahren wir uns
8 irgendwo ein und überlegen dann gemeinsam wo es als nächstes hinget, meistens
entscheiden wir das in einer lockeren demokratieform „dahin wo halt die mehrheit hin
10 will“, jedoch können manche personen in diesen momenten ihren inneren diktator
rauslassen und eine ganze gruppe zu einer reise durch halb wien zwingen nur um eine
12 session on ihrem persönlichen traumspot zu fahren. Meist geht das ganzere aber relativ
entspannt von statten, man wechselt von spot zu spot, unterhält sich nebenbei, und
14 genießt den sommer (sofern vorhanden). In diesem rhythmus schafft man so zwischen
einem und 15 spots pro tag je nachdem wie lange man sich an den einzelnen orten
16 aufhält, ob man vom meist freundlichen sicherheitspersonal zum verlassen des
privatgrundes aufgefordert wird und wie motiviert die einzelnen skater sind. Am spot
18 angekommen liegt es bei jedem einzelnen ob er sich stundenlang in einen trick
verbeißt oder ob er einfach entspannt platz nimmt und den anderen beim skaten zu
20 sieht „ah, ich weiß nicht ich pack den spot irgendwie nicht, ich setz mich besser hin
weil....(an dieser stelle können gern diverse ausreden wie „falsche schuhe“ „falsches
22 board“ „zuviel restalkohol im blut“ etc. angeführt werden)“ generell würde ich mich
eher zu den leuten zählen die an jedem spot irgendwie einen Trick versuchen, da ich
24 nicht skaten gehe um nur herumzusitzen aber jedem das seine, und bei 15er rails lass
ich anderen den vortritt. Während mein ansatz früher war sich einen bestimmten trick
26 vorzunehmen, und meist schon bevor man an einem spot ankommt mit einer fixen
vorstellung an einen trick heranzugehen, bin ich in den letzten jahren dazu
28 übergegangen eher planlos skaten zu gehen, zu schauen was passiert und zu
anzunehmen was an dem tag möglich ist. Das sorgt für weniger frustration und ist
30 vermutlich auf höheres alter und aus faulheit nicht mehr für seine tricks kämpfen zu
wollen (manch einer mag an dieser stelle von erfahrung sprechen). Irgendwann nach
32 mehreren Jahren skaten hat man halt sein fixes trickrepertoire und weiß einfach was
einem leicht fällt, für was man „kämpfen“ müsste und was einfach ausserhalb der
34 persönlichen liga liegt. Ich schaue aber dennoch das ich bei jeder session einen neuen
trick lerne und ziehe das eigentlich recht konsequent durch und freue mich immer
36 wenn ich etwas hinbekomme von dem ich mir vor 4 jahren noch gedacht habe „das
werd ich nie können“. Eigentlich sind das die 2 Faktoren die einen guten Skatetag für
38 mich ausmachen: die eigenen Grenzen ein bisschen weiter pushen und auch noch
Spaß mit guten Freunden haben.
40 So geht das den ganzen tag, tag ein tag aus solange kein schnee liegt oder es nicht
regnet (und meistens sogar dann) im sommer kann das noch bei einem bierchen im
42 freien auf einem der zahlreichen schönen plätze wiens enden, manchmal auch bis weit
nach mitternacht.

Text 4, *Martin*:

Abenteuergeschichte mit inhaltlichen Tatsachen:

Soweit es sich arrangieren lässt gehe ich sooft wie möglich skaten. So eine Session ist
2 eigentlich alles, außer durchschnittlich. Ich versuche trotzdem einen Leitfaden für die
Beschreibung des Alltags eines Skaters zu erstellen. Ich würde mich behaupten trauen,
4 dass eine normale Skatesession aus fünf verschiedenen Akten besteht. Zuerst wird sich

- mit Freunden zusammengerufen. Aus diesen Telefonaten entsteht meistens ein grober Tagesablauf bzw. eine Skateroute. Dann wird sich in Folge meistens an einem bekannten Mainspot getroffen. Dieses Treffen dient dem allgemeinen Meinungsaustausch über den geplanten Tagesablauf. Außerdem wird die Zeit auch oft genutzt um sich aufzuwärmen oder einzufahren um ein optimales Boardgefühl für den Tag zu bekommen und um die Verletzungsgefahr zu verringern. Ab hier jedoch kann das geplante jäh sein Ende haben wenn die Mehrheit der Gruppe zu unentschlossen oder unmotiviert ist sich dem nächsten Spot entgegenzustellen. So kann man zwischen ungefähr zwei verschiedenen Sessions unterscheiden. Der gemächlichen, ruhigen und der motivierenden, anreizgebenden. Diese beiden Varianten halten sich mit einer leichten Überzahl der ruhigen Sessions aber eher die Waage. Ich persönlich bevorzuge in den meisten Fällen die Zweitere so werde ich hier näher auf diese eingehen. Hier wird nach dem allgemeinen Aufwärmen ein Spotwechsel ausgemacht. Bevorzugt werden hier anspruchsvollere foto- bzw. videogene obstacles bei denen man meistens die überwiegende Zeit des Tages verbringt um „seinen“ Trick zu stehen. Hiermit ist der persönlich favorisierte Trick gemeint der dem eigenen Können und Stilgefühl angepasst ist. Da skateboarding nicht wirklich dafür ausgelegt ist, Tricks beim ersten oder zweiten Versuch zu schaffen ist so der Zeitaufwand zu begründen. Bei der bestmöglichen Ausgangsposition dieses Aktes steht jeder seinen Trick und kommt unverletzt an diesem Zeitpunkt an. Ich muss allerdings hinzufügen, dass diese Möglichkeit eher nicht oft vorkommt. Danach wird sich, von der oft zur Tortur verkommenden Skatesession, erholt, gemeinsam ein Bier getrunken und genießt den Ausklang des Tages miteinander.
- 28 Aja ... und dann wird Party gemacht!
SAUFN!

Text 5, Mike:

Rippen muss nicht sein.

- Nach dem Aufstehen wird, sofern vorhanden, gefrühstückt und eine RundSMS an alle Freunde verschickt. Danach check ich das Board durch ob alle Schrauben fest sitzen und so weiter. Nach dem die Technik bereit ist, dreh ich den PC auf um mir das eine oder andere neue oder alte Skatevideo anzusehen. Ein paar gute Lines in NY oder Philly wirken wahre Wunder die Motivation betreffend! In der Zwischenzeit haben sich schon ein paar Leute gemeldet und der allgemeine Treffpunkt wird am Karlsplatz festgelegt.
- 8 Raus bei der Tür und raus auf die Strasse. Die ersten paarmal pushen zaubern schon das erste Lächeln ins verschlafene Gesicht. In der U-Bahn setzte ich mich auf einen leeren 4er Platz. Die nächstens paar Stationen bleibe ich trotz Überfüllung des Waggons alleine und werde von diversen Leuten misstrauisch beäugt bevor sie sich dazu entschliessen sich dann doch nicht zu mir zu setzten. Die Gründe dafür liegen für mich schon lange im Verborgenen. Liegt wahrscheinlich an meiner gewinnenden Ausstrahlung oder an den dreckigen Wheels, wer weiss das schon.
- 16 Am Karlsplatz angekommen entdecke ich ein paar Skater aber noch keinen meiner Freunde. Nach einem kurzen Telefonat erfahre ich das die Gruppe zu einem Spot ganz in der Nähe gefahren ist. Ich pushe Ihnen nach um die dortige Session nicht zu verpassen. Dort angekommen muss ich gleich mal feststellen das der Spot um

- einiges zu schwierig ist für mich zu fahren. Da es meiner Meinung nach mindestens
20 genauso gut ist seinen Freunden beim rippen zuzusehn als selber zu rippen schnapp ich
22 mir meine Kamera und versuche das ein oder andere Foto zu machen. Nach 1 Stunde
22 ist die Geduld des alten Mannes im Würstelstand erschöpft, und er bittet uns freundlich
aber doch sichtlich genervt, vom Klappern der Boards am Marmorboden, uns zu
24 verziehen. Leicht mürrisch und mit dem ein oder anderen blöden Spruch auf den
Lippen fahren wir zum nächsten Spot weiter.
26 Wir bewegen uns immer weiter in die Innenstadt hinein und grasen die diversen Spots
am Ring ab. Ich versuche ein paarmal verschiedene Tricks aber es will mir absolut
28 nicht gelingen. In solchen Momenten sinkt oft meine Motivation und die Stimmung
gegen null. Allerdings an so einem sonnigen Tag und mit allen Homies an Board
30 genieße ich einfach das "Gruppenerlebnis" und bin damit zufrieden.
Das ist meiner Meinung nach aus der Hauptanspekt am skaten der einen Jahre lang
32 dabeibleiben lässt. Es braucht nicht viel um einen guten Tag zu haben wenn man
skatet. Ein paar Freunde, halbwegs gutes Wetter und einen Spot. Ein grosser Vorteil
34 anderen Sportarten gegenüber ist auch die völlige Ungebundenheit den
"Trainingszeiten und Trainingsorten" gegenüber. Es macht keinen Unterschied ob ich
36 um 9 Uhr am Vormittag oder um 1 Uhr nachts skaten bin. Es macht immer Spass!

Vorallem mit Freunden und das ist für mich das aller wesentlichste am skaten!

4. 2. 1 Erschließung der Kategorien

In diesem essentiellen Arbeitsschritt wird beschlossen, welche Themen aus der Skateboardpraxis „es Wert sind“ bearbeitet zu werden. Wie bereits im Rahmen theoretischer Vorüberlegungen (Kap. 3. 1) angekündigt, stellen die fünf Texte der Skateboarder, Feldnotizen und meine persönlichen Erfahrungen die Grundlage dieser Entscheidung dar. Der Entscheidungsprozess verläuft in zwei Schritten:

In Schritt 1 werden Kategorien aus dem vorhandenen Datenmaterial herausgearbeitet. Voraussetzung für die Auswahl eines Themas ist, dass dieses in den Skater-Texten einen immer wieder kehrenden und dadurch signifikanten Stellenwert besitzt und/oder Aufzeichnungen darüber in meinem Notizbuch vorliegen. Aufgrund der Tatsache, dass ich mich bereits mit Literatur zum Thema „Skateboardszene/-milieu“ beschäftigt habe (siehe Kap. 2. 3), kann ich außerdem nicht umhin, diese Vorerfahrung auch mit ein fließen zu lassen (dass z. B. „Räumlichkeit und Skateboardfahren“ bestimmt in irgendeiner Form bearbeitet wird, dessen bin ich mir schon jetzt sicher). Die Kategorien werden zusätzlich mit Ankerbeispielen bzw. –zitaten aus den jeweiligen Datenquellen versehen, um deren Relevanz zu begründen.

Schritt 2 hat eher formale Bewandtnis: Hier werden die Kategorien, falls möglich, zu Gruppen zusammengefasst, also in einen Kontext gestellt. Diese, daraus formulierten, „Überkapitel“ dienen vor allem einer klareren Strukturierung der Diplomarbeit.

4. 2. 1. 1 Schritt 1: Auswahl

Kategorie 1)

- Datenmaterial:

[...] die einen guten Skatetag für mich ausmachen: die eigenen Grenzen ein bisschen weiter pushen [...]
(Max, 38)

→ „die eigenen Grenzen ein bisschen weiter pushen“

Ich glaube die besten Skatetage sind immer die, wo man zum Spot kommt und durch gegenseitige Motivation, nach anfänglicher Skepsis sei es weil der Boden schlecht ist oder das Brett nicht das macht was man will doch noch gut ausgehen.
(Simon, 33-36)

→ „gegenseitige Motivation“

Musik motiviert mich persönlich mehr bevor ich skaten gehe als so mancher Skateboardclip.
(Phillip, 5-6)

→ „Musik motiviert mich“

[...] dreh ich den PC auf um mir das eine oder andere neue oder alte Skatevideo anzusehen. Ein paar gute Lines in NY oder Philly wirken wahre Wunder die Motivation betreffend!

→ „[...] um mir das eine oder andere neue oder alte Skatevideo anzusehen.“
„[...] wirken wahre Wunder die Motivation betreffend!“

Ich versuche ein paarmal verschiedene Tricks aber es will mir absolut nicht gelingen. In solchen Momenten sinkt oft meine Motivation und die Stimmung gegen null.
(Mike, 27-29)

→ „In solchen Momenten sinkt oft meine Motivation und die Stimmung gegen null“

Das sorgt für weniger frustration und ist vermutlich auf höheres alter und aus faulheit nicht mehr für seine tricks kämpfen zu wollen [...]
(Max, 29-31)

→ „Das sorgt für weniger Frustration“

[...] bei denen man meistens die überwiegende Zeit des Tages verbringt um „seinen“ Trick zu stehen.
(Martin, 18-19)

→ „'Sein' (eigener) Trick“

[...] ich bekomme Unterstützung, „du musst dein Gewicht etwas anders verlagern“. Man wurde motiviert. Zwischendurch Motivationsrufe, klingt wie Katzengeräusche oder Wolfsgeheul.
(Aufzeichnung vom 21. 2. 2012)

→ „Ich bekomme Unterstützung“, „Man wurde motiviert“, „Motivationsrufe“

- Titel der Kategorie: „*Pushing your limits*“

Kategorie 2)

- Datenmaterial:

Am Spot angekommen mache ich für meinen Teil immer bevor das Skateboard benutzt wird Qi Gong um meine Atmung und meine Gelenke, Muskeln einfach die Motorik anzuregen, also Dehnen. Dieses Aufwärmprogramm dauert ca 30 Minuten. Manche Skater dehnen nicht, aber bei mir geht ohne das gar nichts. Das wurde mir von einem sehr guten Freund beigebracht der Qi Gong Lehrer ist.
(Simon, 21-26)

→ „Motorik anregen, also Dehnen“, „Aufwärmprogramm“
„Das wurde mir von einem sehr guten Freund beigebracht der Qi Gong Lehrer ist.“

Meistens mache ich mir mit freunden irgendeinen treffpunkt aus, an dem wir uns dann in aller ruhe aufwärmen beziehungsweise einfahren.
(Max, 3-4)

→ „Aufwärmen beziehungsweise einfahren“

Außerdem wird die Zeit auch oft genutzt um sich aufzuwärmen oder einzufahren um ein optimales Boardgefühl für den Tag zu bekommen und um die Verletzungsgefahr zu verringern.

(Martin, 8-10)

→ „Aufwärmen“, „Einfahren“, „Verletzungsgefahr verringern“

Entweder kann man sich nur noch voller Schmerzen eingeschränkt bewegen und bereut die letzten zehn Versuche am Vortag oder man wacht wie neu geboren auf und will am liebsten gleich wieder aufs Brett steigen. Auch wenn die „Wehwehchen“ von Jahr zu Jahr mehr werden und die Skatetage immer rarer hoffe ich das ich noch zahlreiche schöne Skatetage verbringen darf.

(Phillip, 29-34)

→ „Schmerzen“, „bereuen vs. neu geboren“, „Wehwehchen“

Irgendwann bekam ich plötzlich Panik. Panik, dass mich das Skateboardfahren körperlich ruinieren könnte. Das andauernde Herunterspringen, Stürzen, Wiederaufstehen, ... Ich bekam Angst, dass ich ein Krüppel werde. Auf Basis dieser – natürlich im Nachhinein betrachtet – übertriebenen Haltung, fragte ich einen Freund von mir, der schon sehr lange Skateboard fährt: „Hast du dich eigentlich schon mal gefragt, ob du später einmal Probleme haben wirst mit deinen Gelenken und so? Immerhin ist ja Skateboardfahren nicht gerade das Gesundeste für den Körper, meinst du nicht auch?“

Er trocken zurück: „Ja schon, aber es ist mir wurscht.“

(Aufzeichnung vom 19. 4. 2012)

→ „körperlich ruinieren“, Es ist mir wurscht“

- Titel der Kategorie: „*Healthy Skateboarding ?*“ – *Gesundheit und Körperbild im Skateboardfahren*

Kategorie 3)

- Datenmaterial:

In letzter Zeit kommt es aber immer häufiger vor, dass ich mir einfach alleine mein Brett

schnappe und ein paar bekannte spots abklapper, irgendwen trifft man dann schon und in wien kennt ja sowieso jeder jeden.

(Max, 4-7)

→ „irgendwen trifft man dann schon“, „in Wien kennt sowieso jeder jeden“

Unter dieser Brücke hat die Stadt gemeinsam mit einem Freund dem Designer Darko Stevanovic einen Skatepark erster Güte hingestellt.

(Simon, 19-21)

→ „[...] die Stadt gemeinsam mit einem Freund [...] einen Skatepark erster Güte hingestellt.“

Am neuen Spot in Erdberg angekommen, trifft man alle möglichen Skater aus Wien. Sogar Typen aus St. Pölten und Tirol sind da und wissen anscheinend von irgendwoher Bescheid, dass hier heute was los ist.

(Aufzeichnung vom 15. 5. 2013)

→ „[...] trifft man alle möglichen Skater aus Wien.“
„[...] wissen anscheinend von irgendwoher Bescheid, dass hier heute was los ist.“

- Titel der Kategorie: *Der „Organismus“ Wiener Skateboardszene*

Kategorie 4)

- Datenmaterial:

Am Karlsplatz: Jeder gibt jedem die Hand, wie in einem Ritual.

(Aufzeichnung vom 4. 4. 2012)

→ „Ritual“, „jeder jedem“

Besteht ein Gefälle zwischen Leuten die sich kennen bzw. weniger gut kennen in Bezug auf das Handgeben? Es scheint, dass bei den meisten mal „vorsichtshalber“ die Hand gegeben wird.

(Aufzeichnung vom 4. 4. 2012)

→ „Gefälle?“, „vorsichtshalber Handgeben“

Heute hab ich zwei Typen gesehen, die haben nur die Hände zusammengeklatscht. Normalerweise ist es ja immer Klatschen und dann Faust auf Faust. Vielleicht wollen sie etwas Neues etablieren oder es schwingt damit ein Hauch von Exklusivität mit. (Aufzeichnung vom 4. 4. 2012)

→ „etwas Neues etablieren“, „Hauch von Exklusivität“

Simon bezüglich des Handschlages: „Da muss ma aufpassen, weil sich die Prolos auch so grüßen; letztens bei Saturday Night Fever [Reality-Show auf ATV], hat auch eine so begrüßt [*Simon* zeigt das Einschlagen vor, das wir normalerweise praktizieren]. Was kann das bedeuten? Haben wir Skater ein Copyright auf „unseren“ Handschlag? (Aufzeichnung vom 14. 4. 2012)

→ „Copyright?“

- Titel der Kategorie: „*Seas*“ – *Begrüßungsrituale innerhalb der Szene*

Kategorie 5)

- Datenmaterial:

Mir ist es wichtig dass der Spass nicht zu kurz kommt, deswegen wir selbstverständlich während dem Ausüben meiner Leidenschaft auch gescherzt und gesprochen. (*Simon*, 26-28)

→ „Spaß“, „gescherzt und gesprochen“

„Männergespräche“: Eine Frau geht mit einem Mann vorbei, wir schieben Kommentare in der Gruppe. (Aufzeichnung vom 4. 4. 2012)

→ „in der Gruppe Kommentare schieben“

„Schmäh führen“, jeder hat natürlich spezielle Themen mit den jeweiligen Kollegen, aber im Wesentlichen „Triviales“. (Aufzeichnung vom 14. 4. 2012)

→ „im Wesentlichen Triviales“

Martin kommt nach Kirchberg [Ort in Niederösterreich]. Mitten in der Nacht beschließen wir, irgendwohin „Spot-Check“ zu machen und finden tatsächlich im nächsten Dorf einen fetten Spot. Außenstehende hätten wohl nie damit gerechnet, dass wir 2 Skater sind, die die Gegend „abscannen“, eher Einbrecher. Sonst reden wir in erster Linie übers Ficken.

(Aufzeichnung vom 16. 2. 2012)

→ „Sonst reden wir in erster Linie übers Ficken.“

- Titel der Kategorie: „*Die Sprache in der Gruppe*“

Kategorie 6)

- Datenmaterial:

Am Treffpunkt angekommen ist es dann immer abhängig von meiner Tagesverfassung und vom Spot selber ob ich skate oder einfach nur in der Sonne liege, mit meinen Freunden quatsche, die Anderen filme oder einfach ein bisschen herum rolle.
(Phillip, 14-17)

→ „Tagesverfassung“, „in der Sonne liegen“, „mit Freunden quatschen“, „filmen“, „herumrollen“

Allerdings an so einem sonnigen Tag und mit allen Homies an Board genieße ich einfach das "Gruppenerlebnis" und bin damit zufrieden.
(Mike, 29-30)

→ „das Gruppenerlebnis genießen“

[...] oder ob er einfach entspannt platz nimmt und den anderen beim skaten zu sieht.
(Max, 19-20)

→ „ganz entspannt Platz nehmen“

[...] im sommer kann das noch bei einem bierchen im freien auf einem der zahlreichen schönen plätze wiens enden, manchmal auch bis weit nach mitternacht.
(Max, 41-43)

→ „ein Bierchen im Freien“, „manchmal auch bis weit nach Mitternacht“

Danach wird sich, von der oft zur Tortur verkommenen Skatesession, erholt, gemeinsam ein Bier getrunken und genießt den Ausklang des Tages miteinander.
Aja ... und dann wird Party gemacht!
SAUFN!
(Martin, 25-29)

→ „ein Bier getrunken“, „Ausklang des Tages“, „Party“, „Saufen“

- Titel der Kategorie: „*Chill !*“ – *Abhängen und Drogenkonsum*

Kategorie 7)

- Datenmaterial:

Da ich für meinen Teil die meisten meiner Skatefreunde schon sehr lange kenne ist es ein leichtes sie zu überzeugen was gefahren wird.
(*Simon*, 13-15)

→ „sehr lange kennen“, „leicht sie zu überzeugen“

Wie dem auch sei meistens fahren wir uns irgendwo ein und überlegen dann gemeinsam wo es als nächstes hingeht, meistens entscheiden wir das in einer lockeren demokratieform „dahin wo halt die mehrheit hin will“, jedoch können manche personen in diesen momenten ihren inneren diktator rauslassen und eine ganze gruppe zu einer reise durch halb wien zwingen nur um eine session on ihrem persönlichen traumspot zu fahren.
(*Max*, 7-12)

→ „lockere Demokratieform“, „den inneren Diktator rauslassen“

Mir unbekannter Skater während einer Session: Wer die Cam [Videokamera] hat, hat den Respekt.
(Aufzeichnung vom 12. 3. 2013)

→ „Cam=Respekt“

- Titel der Kategorie: *Konkurrenz, Hierarchie, Respekt*

Kategorie 8)

- Datenmaterial:

Dann ein paar Telefonate oder Sms mit den Freunden ob jemand eine Idee hätte wo es denn hin geht zum Bretteln. Nächste Frage die sich auftut mit dem Auto, per Board oder mit der U-Bahn? Gleich zum Spot (Ort wo es verschiedene oder nur ein Hindernis zum Skaten gibt) oder lieber zuerst in einen Skatepark zum Einfahren. Nachdem diese Fragen geklärt sind macht man sich auf den Weg.
(Simon, 8-13)

→ „per Telefon und SMS gemeinsam Fragen klären“

Erfahrungsgemäß fängt dann das telefonieren an dass bis zu dem Anruf dauert bis einer eine Uhrzeit und einen Treffpunkt nennt wo man sich dann zum Skaten trifft.
(Phillip, 9-10)

→ „bis jemand Uhrzeit und Treffpunkt nennt“

Zuerst wird sich mit Freunden zusammengerufen. Aus diesen Telefonaten entsteht meistens ein grober Tagesablauf bzw. eine Skateroute.
(Martin, 5-6)

→ „aus Telefonaten entsteht ein Tagesablauf“

Nach dem Aufstehen wird, sofern vorhanden, gefrühstückt und eine RundSMS an alle Freunde verschickt. [...] In der Zwischenzeit haben sich schon ein paar Leute gemeldet und der allgemeine Treffpunkt wird am Karlsplatz festgelegt.
(Mike, 1-2 ;5-7)

→ „RundSMS“, „in der Zwischenzeit haben sich schon ein paar Leute gemeldet“

„Der Ausmach-Wahnsinn“
Tobi und ich machen aus, dass wir im Weinviertel zu zweit eine Ripperei anreißen. [...] (Aufzeichnung vom 25. 2. 2012 – wird später im Kapitel komplett als Beispiel angeführt und erörtert)

- Titel der Kategorie: *„Der Ausmach-Wahnsinn“ oder Das Organisieren einer Skateboard-Session*

Kategorie 9)

- Datenmaterial:

Da wir in Wien und Umgebung wohnen verfügen wir über ein unglaubliches Reservoir an Spots. Zu 70 Prozent ist im letzten Jahr DIE NORDBRÜCKE der erste Anlaufpunkt für uns. In Floridsdorf gelegen, zwar mit der U-Bahn mühevoll erreichbar aber mit dem Auto ein Kinderspiel über den Gürtel.

(Simon, 16-19)

→ „Reservoir (Repertoire) an Spots“, „Nordbrücke“, „erster Anlaufpunkt“

Da ich aber kein eigenes Auto habe bleibt mir meistens nichts anderes übrig als die Kopfhörer aufzusetzen und durch die City zum Spot zu pushen.

(Phillip, 12-14)

→ „durch die City zum Spot pushen“

Wir bewegen uns immer weiter in die Innenstadt hinein und grasen die diversen Spots am Ring ab.

(Mike, 26-27)

→ „in die Innenstadt hinein bewegen“, „Spots abgrasen“

So geht das den ganzen tag, tag ein tag aus solange kein schnee liegt oder es nicht regnet (und meistens sogar dann).

(Max, 40-41)

→ „so lange kein Schnee liegt oder es nicht regnet“

Es braucht nicht viel um einen guten Tag zu haben wenn man skatet. Ein paar Freunde, halbwegs gutes Wetter und einen Spot.

(Mike, 32-33)

→ „halbwegs gutes Wetter“

- Titel der Kategorie: *Skateboardfahren, Skatespots und das Wetter*

Kategorie 10)

- Datenmaterial:

An perfekten Tagen schafft man meistens einen besonderen Trick oder macht mehrere Tricks hintereinander, das nennt man dann Line.
(Simon, 32-33)

→ „[...] mehrere Tricks hintereinander, das nennt man dann Line.“

Die gesamte Session hier ist eigentlich eine „chase“: Es gibt zwei *curbs* und ca. 20 Skateboarder, die sich tatsächlich ganz brav hintereinander anstellen! Ein bisschen Warten ist normal, aber hier stehen bis zu 6 Leute an. Es erinnert an das Warten an der Wasserrutsche im Freibad.
(Aufzeichnung vom 15. 5. 2013)

→ „brav hintereinander anstellen“, „Wasserrutsche im Freibad“

Detaillierte Beobachtung einer Skateboardsession (Aufzeichnung vom 25. 2. 2012) in der Großfeldsiedlung als Beispiel dafür, wie es bei einer Skatesession – aus räumlicher Sicht – „abläuft“.

- Titel der Kategorie: „*next spot!*“ – *Aneignung des Raumes mit dem Skateboard*

Kategorie 11)

- Datenmaterial:

Für mich ist Skaten mehr als nur einfach am Board zu stehen und gute Tricks zu machen. Es ist mehr die Situationen die man auf der Straße erlebt, die Orte die man ohne Skaten nicht einmal annähernd bereisen würde, die Leute mit denen man konfrontiert wird usw.
(Phillip, 19-22)

→ „mehr als nur einfach am Board stehen“, „Konfrontation mit Orten, Leuten“

Beobachtung einer Session an einem „exklusiven“ Ort („Auffangbecken Korneuburg“, Aufzeichnung vom 14. 6. 2012)

- Titel der Kategorie: „*Urlaub neben der Autobahn*“ – *Exklusivität und Identität*

Kategorie 12)

- Datenmaterial:

Das Gefühl wenn ein Trick perfekt gestanden ist und eventuell sogar gefilmt wurde das kann einem keiner nehmen!

(Simon, 36-38)

→ „sogar gefilmt“

Hammer Tag. Man filmt sich einfach bis keiner mehr kann.

(Aufzeichnung vom 21. 2. 2012)

→ „Man filmt sich einfach bis keiner mehr kann.“

Ich schnappe mir mein Skateboard, Kamera und Equipment, bevor es los geht.

(Aufzeichnung vom 25. 2. 2012)

→ „Kamera schnappen bevor es los geht“

- Titel der Kategorie: „*Hast du die Kamera mit?*“ – *Filmen und Dokumentation*

Kategorie 13)

- Datenmaterial:

In der U-Bahn setzte ich mich auf einen leeren 4er Platz. Die nächstens paar Stationen bleibe ich trotz Überfüllung des Waggons alleine und werde von diversen Leuten misstrauisch beäugt bevor sie sich dazu entschliessen sich dann doch nicht zu mir zu setzen. Die Gründe dafür liegen für mich schon lange im Verborgenen. Liegt wahrscheinlich an meiner gewinnenden Ausstrahlung oder an den dreckigen Wheels, wer weiss das schon.

(Mike, 10-14)

→ „misstrauisch beäugt“, „gewinnende Ausstrahlung (ironisch) – dreckige wheels“

[...] ob man vom meist freundlichen sicherheitspersonal zum verlassen des privatgrundes aufgefordert wird [...]

(Max, 16)

→ „zum Verlassen des Privatgrundes durch Sicherheitspersonal aufgefordert werden“

Skater sind Skater, weil sie zu keiner Gruppe dazugehören wollen. Eigentlich Paradox.

(Aufzeichnung vom 17. 1. 2012)

→ „keine Gruppenzugehörigkeit?“

- Titel der Kategorie: „*Straßenpiraten*“

Kategorie 14)

- Datenmaterial:

Skateboarden ist mein (unser)Leben! [...] Skate for Life!
(*Simon*, 38-39)

→ Skateboarden=Leben

Matthias: „Ich muss die ganze Zeit an Skaten denken. Wenn ich nicht bald fahr, dann pack ich mein Leben nicht mehr.“
(Aufzeichnung vom 28. 5. 2013)

→ „ich pack mein Leben nicht ohne skaten“

Andi: „Paulus soll ich dir was sagen“? „Ja“ „Ich liebe Skaten.“
(Aufzeichnung vom 18. 4. 2012)

→ „Ich liebe Skaten“

- Titel der Kategorie: „*Skaten ist unser Leben*“

4. 2. 1. 2 Schritt 2: Arrangement

Nachdem die Unterkategorien erschlossen wurden, sollen diese nun, dem Kontext entsprechend, unter Hauptkategorien subsumiert werden. Doch vorerst noch die, soeben gewonnenen, Kategorien auf einen Blick:

1. „Pushing your limits“
2. „Healthy Skateboarding ?“ – Gesundheit und Körperbild im Skateboardfahren
3. Der „Organismus“ Wiener Skateboardszene
4. „Seas“ – Begrüßungsrituale innerhalb der Szene
5. „Die Sprache in der Gruppe“
6. „Chill !“ – Abhängen und Drogenkonsum
7. Konkurrenz, Hierarchie, Respekt
8. „Der Ausmach-Wahnsinn“ oder Das Organisieren einer Skateboard-Session
9. Skateboardfahren, Skatespots und das Wetter
10. „next spot!“ – Aneignung des Raumes mit dem Skateboard
11. „Urlaub neben der Autobahn“ – Exklusivität und Identität
12. „Hast du die Kamera mit?“ – Filmen und Dokumentation
13. „Straßenpiraten“
14. „Skaten ist unser Leben“

Skateboarding ist ein Sport, bei dem es u. a. um ein *Inszenieren* des eigenen *Körpers* geht. Unterkategorien, welche diesen Aspekt thematisieren werden, sind 1 („Pushing your limits) und 2 („Healthy Skateboarding). Aus diesem Grund lautet ihre Hauptkategorie:

Performance & Body

Des Weiteren wurde durch mehrere Kategorien (3-8 und 12) ersichtlich, dass viele – für die *Wiener Skateboardszene* charakteristische – *soziale Prozesse* statt finden. Die Hauptkategorie, innerhalb jener all diese Prozesse zusammengefasst sind, trägt deshalb den Titel:

Social Organism

Dass man, im Zuge der Beschäftigung mit dem Skateboardfahren, an den Themen „Räume“ bzw. „Raumaneignung“ nicht vorbeikommt, beweisen die Kategorien 9-11. Die zusammenfassende Kategorie lautet:

Spots & Trips

Schließlich muss noch auf Inhalte eingegangen werden, welche die Gruppe der Skateboarder mit dem individuellen Selbstkonzept vernetzen, also Themen wie „Gruppenidentität“, „Anders-Sein“, etc. (Kategorien 13 und 14) . Dies schlägt sich in der abschließenden Hauptkategorie wieder:

„we are the others“ – Group and Self-Concept

Übersicht:

Performance & Body

- „Pushing your limits“
- „Healthy Skateboarding ?“ – Gesundheit und Körperbild im Skateboardfahren

Social Organism

- Der „Organismus“ Wiener Skateboardszene
- „Seas“ – Begrüßungsrituale innerhalb der Szene
- „Die Sprache in der Gruppe“
- „Chill !“ – Abhängen und Drogenkonsum
- „Hast du die Kamera mit?“ – Filmen und Dokumentation
- „Der Ausmach-Wahnsinn“ oder Das Organisieren einer Skateboard-Session
- Konkurrenz, Hierarchie, Respekt

Spots & Trips

- Skateboardfahren, Skatespots und das Wetter
- „next spot!“ – Aneignung des Raumes mit dem Skateboard
- „Urlaub neben der Autobahn“ – Exklusivität und Identität

„we are the others“ – Group and Self-Concept

- „Straßenpiraten“
- „Skaten ist unser Leben“

4.3 Performance & Body

4.3.1 „Pushing your limits“

Im Laufe der Beobachtungen und Erfahrungen im Forschungsfeld, haben sich gewisse „Skater-Typen“ herauskristallisiert. Jeder dieser Typen greift anders auf sein Trickrepertoire zurück und bedient sich eigener Strategien um möglichst optimal zu *performen*. Diese Strategien beziehen sich zum Großteil auf Aspekte der Motivation (während des Skatens) und Vorbereitung (vor dem Skaten). Dabei lassen sich diese verschiedenen Typen wiederum in zwei Kategorien einteilen: Jene, welche „aus dem Inneren heraus“ schöpfen (etwa im Sinne eines mentalen Trainings) und andere, die von außen Reize assimilieren und diese zu ihren Gunsten nutzen. Überschneidungen insofern, als Skater durchaus Anteile mehrerer unterschiedlicher Typen in sich tragen, sind jedoch keine Seltenheit.

4.3.1.1 „Die Kraft in mir“

Der Selbstsuggestive:

Ereignis # 2:

Als er die Stufen hinunterspringt und den Kickflip unter seinen Füßen catcht [...], leider jedoch das Board wegschmeißt, weiß ich bereits, dass er auch weiß, dass er

den Trick jetzt gleich stehen wird. Kurz darauf er zu mir, während er die Stiegen wieder hinaufgeht: „So. Passt. Ich mach’s jetzt. Jetzt geht er. Ich weiß es.“

Aufzeichnung vom 14. 1. 2012

Dieser Typ bezieht Energie daraus, in gewissen Momenten – sei es nun stumm oder hörbar – mit sich selbst zu reden. Beispiele dafür sind:

- „Ich steh’ den Trick jetzt.“
- „Ich schaffe es!“
- „Einfach machen!“
- „Konzentration!“

Der Körperanalytische:

Ereignis # 3:

Andi zu mir: „Also schau, ich mach’s immer so, wenn ich den Noseslide 270 out [anspruchsvoller Trick, bei dem man auf der *nose slidet* und sich anschließend 270 Grad hinunterdreht] probier, dann springe ich schon dementsprechend rauf, weiß also schon vorher, dass ich ihn mach und verlagere mein Gewicht ganz auf die *nose*, also eigentlich über das *curb*.“

Aufzeichnung vom 20. 5. 2012

Ein guter Freund hat mich auf diese Art von Zugang aufmerksam gemacht: Dabei stellt sich der Skater die Körperhaltung in einer selbst gewählten Phase des Bewegungsablaufes vor. Er weiß schon vor dem eigentlichen Trick, wie die Haltung aussehen muss. Beim *grinden* auf einem herkömmlichen *curb* könnte man sich also folgende Fragen stellen:

- „Wo befindet sich mein Oberkörper, eher über dem *curb* oder seitlich davon?“
- „Welche Haltung haben meine Schultern?“

- „Soll mein gesamter Körper eher in Rückenlage oder nach vorne über gebeugt sein?“
- „Wie müssen meine Füße auf dem Board platziert sein, damit optimale Bedingungen für das Funktionieren des Tricks gegeben sind?“

Der Ergebnisorientierte:

Ereignis # 4:

Phillip: „Also ich stell mir immer vor, wie es sich anfühlt, genau in dem Moment, wo man den Trick steht, wie es ist. Und wie mein Körper dann aussieht, in dem Moment halt wo ich weiterfahre.“

Aufzeichnung vom 2. 4. 2012

Im Gespräch mit einem Freund hat sich diese interessante Perspektive ergeben, in der sich zufällig anwesende Skater ebenfalls wiedererkennen konnten und somit die Ausführungen des Freundes bestätigten: Man stellt sich vor, wie es sich *anfühlen* muss, den jeweiligen Trick zu stehen. Dabei werden anscheinend Momentaufnahmen des Bewegungsvorganges bewusst imaginiert, in denen bereits der Erfolg eingetreten ist (das Weiterfahren, „*auscruisen*“ eines Tricks) bzw. ein sicherer Erfolg absehbar ist (kurz vor der Landung). Offenbar – das ist auch meine persönliche Erfahrung – generiert der Skateboarder damit mehr Vertrauen und Positivität, welche sich unmittelbar auf das Gelingen auswirken.

Der Mönch:

Ereignis # 5:

Am Spot angekommen mache ich für meinen Teil immer bevor das Skateboard benutzt wird Qi Gong um meine Atmung und meine Gelenke, Muskeln einfach die Motorik anzuregen, also Dehnen. Dieses Aufwärmprogramm dauert ca 30 Minuten. Manche Skater dehnen nicht, aber bei mir geht ohne das gar nichts. Das wurde mir von einem sehr guten Freund beigebracht der Qi Gong Lehrer ist.

Simon, 21-25

Wiederum den Bezug zu einem Skateboardkollegen aufnehmend, welcher sich intensiv mit Qi Gong und Meditationspraktiken beschäftigt, fällt auf, dass Übungen, welche den Geist zentrieren und zur Ruhe kommen lassen, wertvoll für die Skateboardpraxis (und höchstwahrscheinlich nicht nur für diese) sind. Körper und Geist werden vor der eigentlichen Skatesession, im Rahmen einer Aufwärmsequenz, „optimiert“ und bilden im Anschluss gute Voraussetzungen für ein fokussiertes Vorgehen.

Der „Scheissdrauf“-Typ:

Ereignis # 6:

Martin und ich kommen zum Spot. Während sich dort noch alle aufwärmen bzw. einfahren, legt Martin gleich los und probiert mit vollem „Speed“ und ohne jegliche Vorbereitung, Stufen hinunterzuspringen und gleich daran anschließend eine Line. Verblüffenderweise steht er das Ganze ziemlich bald.

Außerdem war ich dabei, wo Martin während dem Saufen-Gehen das *gap* am Karlsplatz, in nicht ganz nüchternem Zustand, *ollie* und *fs 180* gemacht hat. Der schießt echt komplett drauf.

Aufzeichnung vom 17. 2. 2013

Jene Skater, die große Anteile dieses Typs in sich tragen, denken nicht viel darüber nach, ob und wie ein Trick gelingen kann. Sie tun es einfach. Je weniger Gedanken im Kopf herumschwirren, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit des Gelingens – so die Ansicht dieser Skater. Ein großer Vorteil davon ist, dass ein spontanes und unvoreingenommenes Herangehen an einen Trick bzw. Spot meistens schnelle und wiederum motivierende Erfolge mit sich bringt: Eine Aufwärtsspirale beginnt. Von Nachteil ist, dass der Skater „Scheuklappen“ bekommen kann und sich dadurch immer und immer wieder mit dem Nicht-Gelingen eines Tricks konfrontiert sieht. Würde er zwischendurch einen „Schritt zurücktreten“ um sich zu fragen, „Was könnte ich verbessern?“, „Woran liegt es eigentlich, dass ich den Trick nicht schaffe?“, könnte er eine neue, nützliche Perspektive auf sein Tun erlangen.

4. 3. 1. 2 „He schau her einmal, ich zeig dir was!“

Der Publikumsliebbling:

Der Publikumsliebbling liebt es, gesehen und bejubelt zu werden. Alleine, ohne jegliches Feedback, zu skaten ist ihm ein Graus. Er bezieht seine Energie vor allem aus den Blicken anderer Skater (aber auch Passanten/Passantinnen). Gestandene Tricks, die nicht gesehen wurden, empfindet er als ziemlich wertlos. Insofern verwendet der Publikumsliebbling die Zuseher/innen als Spiegel bzw. „Aufnahmegerät“ seines Tuns.

Die Qualität der Motivation durch andere Kollegen wird durch das gezeigte Engagement des jeweiligen Skateboarders bedingt. Die häufigsten, von mir im Laufe der Zeit beobachteten, Äußerungen und Handlungen durch andere Skater und/oder Zuseher, welche die Intention verfolgen, jemanden aufzubauen und zu motivieren sind:

- in die Hände Klatschen
- Gegröhle und Zurufe („Jetzt machst dus!“; „Bleib drauf!“; „Jetzt stehst du ihn!“; „Fetz dich runter!“)
- Pfeifen
- mit dem Board auf den Boden schlagen, um dadurch Anerkennung für einen gestandenen, oder beinahe gestandenen, Trick zu vermitteln
- Feedback und Hilfestellung (z. B. „Stell dich mit dem rechten Fuß weiter nach vorne, dann geht es einfacher – du wirst sehen!“)

Der Checker

Ereignis # 7:

Bevor Alex den Trick weiter probiert (er hätte ihn schon fast gestanden) „holt“ er sich bei den herumstehenden Skatern ein paar „Handschläge“ bzw. guten Zuspruch „ab“. Das Ganze erfolgt in einer Atmosphäre, in der die Konzentration von Alex zu spüren ist.

Aufzeichnung vom 6. 8. 2012

Der Checker liebt, genauso wie der Publikumsliebbling, die Anerkennung und Feedback, weiß auch, dass er gesehen wird, handelt nur subtiler: Während der Publikumsliebbling sich offen und, auch in Interaktion mit den Zusehern, präsentiert, holt sich der „Checker“ seine „Portion“ Anerkennung über mehrere, weniger ersichtliche, Mittel, wie zum Beispiel:

- Er schlägt, kurz bevor er einen Trick probiert, mit anderen Skateboardern oder dem Filmer/Fotografen ein (Handschlag, bzw. Berührung beider Fäuste)
- Es wird kurz über den, jeweilig angestrebten, Trick mit anderen Skatern gesprochen

Der Musiker

Ereignis # 8:

„Hey Dom! Hast du das neue *Bones*-Video [U.S.-amerikanische Firma, die auf Skateboard*wheels* spezialisiert ist] schon gesehen?“ Keine Reaktion. Dom wendet mir weiterhin den Rücken zu. „Dom! Hey!“ schreie ich. Noch immer keine Reaktion. Er probiert einen Trick im *flat* und bewegt sich immer weiter von mir weg. Ich fahre ihm mit dem Board nach und erst, als ich sein Blickfeld streife, beginnt er, seine Ohrenstöpsel des mp3-Players weg zu tun und mich zu erwidern. Ganz ehrlich: Das nervt.

Aufzeichnung vom 20. 2. 2013

Der Typ des „Musikers“ fällt dadurch auf, dass dieser kaum ansprechbar und nur über Handzeichen erreichbar ist, weil er während des Skateboardfahrens „Ohrenstöpsel“, bzw. Kopfhörer trägt. Er ist zumeist stark in die eigenen Bewegungsabläufe vertieft und legt kaum Wert darauf, gesehen zu werden bzw. im Mittelpunkt zu stehen. Der über mp3-Player oder Mobiltelefon gespielten Musik, kommt dabei zweierlei Funktionen zu: Auf der einen Seite ist es die Musik selbst, mit allen ihren melodischen, textuellen und assoziativen Implikationen, welche die Konzentration bzw. Motivation des Skateboarders steigert. Auf der anderen Seite dient sie auch ganz einfach dazu, sich von der Außenwelt abzuschotten, um stärker nach „innen“ gehen zu können und potenzielle Ablenkungs- und Störfaktoren auszublenden.

Der „Skatevideo-Junkie“:

Ereignis # 9:

Nach dem die Technik bereit ist, dreh ich den PC auf um mir das eine oder andere neue oder alte Skatevideo anzusehen. Ein paar gute Lines in NY oder Philly wirken wahre Wunder die Motivation betreffend!

Mike, 3-5

Vorerst sei nur angemerkt, dass, meiner Erfahrung nach, in den meisten Skateboardern ein kleiner „Skatevideo-Junkie“ steckt, denn tatsächlich sehen wir uns gerne Skatevideos an. Es gibt dabei aber noch jenen Typ, der sich vor jeder Skate-Session unbedingt ein Skatevideo ansehen muss – meistens noch dazu jedes Mal dasselbe, bzw. einen bestimmten Ausschnitt davon – um „bereit“ zu sein. Dieser Akt stimmt den Skater also auf die bevorstehende Session ein und besitzt, darüber hinaus, rituellen Charakter.

4. 3. 1. 3 Motivation und Leistung – Perspektiven aus der Literatur

Um sich mit Fragen der Motivation im Skateboardfahren beschäftigen zu können, muss unter anderem geklärt werden, welche Art von Leistungsdenken beim Skateboardfahren vorherrscht, auf das sich die Motivation schließlich ausrichtet. An dieser Stelle möchte ich mich auf Martin Stern beziehen, welcher mit großem Feingefühl, unter anderem, Aspekte der Leistung in „alternativen Sportpraktiken“ bzw. „Stil-Kulturen“ analysiert und darstellt (siehe v. a. Stern, 2010, *Stil-Kulturen. Performative Konstellationen von Technik, Spiel und Risiko in neuen Sportpraktiken*). Im Zusammenhang mit motivationalen Aspekten im Skateboardfahren ist deshalb folgende Perspektive aufschlussreich – Stern (2011, S. 139-140) fällt dabei eine „Gratwanderung“ zwischen individuellen und kollektiven Bewertungsmaßstäben auf:

Die zum Stil gehörende Gratwanderung kann als eine individuelle Balance beschrieben werden, die jeder Sportler zwischen seinen momentan Fähigkeiten und Fertigkeiten und seiner selbstgewählten Herausforderung beschreitet [...] Diese Orientierung am Stil-Können bedeutet dabei keineswegs, dass feldinterne

Differenzierungen nach Leistungsniveaus [...] nicht vorgenommen werden. Der hier insbesondere aus sportpädagogischer Perspektive interessante Aspekt liegt jedoch darin, dass die Zugehörigkeit und selbst die Zuordnung innerhalb der (flachen) hierarchischen Strukturen dieser Felder nicht (allein) an objektive Schwierigkeitsgrade gebunden sein müssen. Das Kriterium der Gratwanderung bewertet streng genommen nicht den Schwierigkeitsgrad [...], sondern das dabei gezeigte *Engagement*: So werden spektakuläre Sprünge, die die Fähigkeiten der Akteure offensichtlich deutlich unter- oder überschreiten, abgelehnt oder relativ gering betrachtet. Ein deutlich weniger herausragender Trick hingegen [...], der aber an der Grenze dessen gezeigt wird, was dem Sportler möglich ist, erntet häufig hohe Anerkennung.

Dieses Zitat beschreibt in aller Kürze und Treffsicherheit die Verhandlung von Bewertungsmaßstäben in „Stil-Kulturen“, zu denen ich auch das Skateboarding zählen will (eigentlich bezieht sich hier Stern auf Snowboarding – meiner Erfahrung und Beobachtungen vertrauend, bin ich jedoch der Meinung, dass es 1:1 auf das Skaten übertragbar ist).

Auf Basis dieser Betrachtung soll im nächsten Abschnitt der Fokus nun auf die „Schattenseite“ des Skateboardings gerichtet werden.

4. 3. 1. 4 Frustration und Inszenierung von Gewalt

Ereignis # 10: „Der Masochist“

Wir sind heute schon etwas länger am Spot und es wird viel gefilmt. Nebenbei ist es extrem heiß und wir befinden uns in einem Betonbecken neben der Autobahn, welches ausgetrocknet ist. Kein Schatten weit und breit. Irgendwann fragt mich Tobi, ob ich ihn filmen möchte. Ich sage zu und weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass dieses Vorhaben in einer Tortur enden wird:

Obwohl es sauerheiß ist, hat Tobi, aus mir unerfindlichen Gründen (ich glaube er will sich damit selbst geißeln) eine Haube auf. Nachdem er seine *line* schon mehrere Versuche hintereinander nicht gestanden hat, beginnt sein Schädel langsam hochrot anzulaufen. Ich sage: „Bitte Tobi, gib die Haube runter, du stirbst sonst noch.“ Er erwidert: „Nein, sicherlich nicht. Ich scheiß drauf!“

Viele, viele Versuche und Flüche später, steht er zum Glück seine *line*. Erst jetzt nimmt er seine Haube ab und stammelt erleichtert: „Na endlich.“

Aufzeichnung vom 14. 6. 2012

Versucht man beim Skateboardfahren einen Trick/ ein Manöver durchzuführen, das nicht zum individuellen Standardrepertoire zählt, gelingt dies selten beim ersten Versuch (*first try*). Oft wird das Vorhaben zu einer mühsamen Tortur (vor allem wenn der „Druck“ des Films dazukommt), welche dann entweder von Erfolg (und damit verbundener Erleichterung und Glücksgefühlen) gekrönt ist, oder den Skateboarder irgendwann zur Aufgabe zwingt. Frustration und Versagen begleiten, wie wohl in jeder Sportart, stets das eigene Tun und Streben. Bei Betrachtung der, anfangs genannten, intrinsischen und extrinsischen „Typen“ ist es möglich, dass sich – je nach individuellem Charakter – der, ursprünglich positive und motivierende, Gehalt umkehrt und plötzlich gegen den Skateboarder selbst wendet:

Anfängliche, der eigenen Motivation dienliche, Selbstgespräche und Selbstsuggestionen, werden zu Selbstvorwürfen- und beschimpfungen. Objektiv betrachtet, ist die Härte der Äußerungen wohl zutiefst erschütternd – Manchmal möchte man vielleicht sogar meinen, dass die jeweilige Person an psychischen Problemen leidet. Tatsache ist jedoch, dass dieser kritische und teilweise masochistische Umgang mit sich selbst beim Skateboardfahren weit verbreitet ist und innerhalb der Szene als Normalität akzeptiert wird. Skateboardern wohl sehr bekannte Beispiele dafür sind:

- „Ich bin so behindert.“
- „Ich pack es nicht.“
- „Ich verstehe es einfach nicht.“
- „Ich bin so ein feiger Trottel.“

Es ist bei uns auch schon vorgekommen, dass sich ein Skateboarder selbst ins Gesicht, bzw. mit dem Skateboard auf den eigenen Kopf schlägt.

Die Frage nach dem Grund dieser Affinität zur Selbstmutilation ist äußerst schwer eindeutig zu beantworten und bedürfte, neben der Untersuchung scene-spezifischer

Eigenheiten, eine gezielte Auseinandersetzung mit Skateboarder-Biografien, was den Rahmen dieser Diplomarbeit sprengen würde (siehe für diesen Zweck: Mihaly, 2011).

Um es kurz zu machen – Ich bin der Meinung, dass das Phänomen der Selbstverurteilung/Selbstverletzung im Skateboardfahren in einer Kombination aus individuellen Charakterzügen bzw. Biografien und aber auch – und das zu einem wesentlichen Teil – in der Kultur des Skateboardfahrens selbst begründet liegt: Aufgrund der physischen Beanspruchung und Härte („Fleisch trifft auf Beton“) und sozialer Implikationen „nomadisierender Männergruppen“ (vgl. Peters, 2011, S. 153), liegt offenbar ein, mehr oder weniger sichtbarer „Schleier der Gewalt“ über dem Skateboardfahren. Dieser zeigt sich nicht nur in der flüchtigen, schwer zu erfassenden alltäglichen Skateboardpraxis, sondern wird auch explizit in Skateboardvideos dargestellt. Man möge sich einfach folgende Sequenz ansehen (welche außerdem im Internet verfügbar ist) um sich darüber selbst ein Bild zu machen: Im Skatevideo *Welcome to Hell* (1996) von der Skateboardfirma *Toy Machine*, welches ohnedies einen ziemlich aggressiven Grundtenor hat, gibt es am Schluss eine extrem brutale *slam-section*, also ein ungefähr zweiminütiger Zusammenschnitt von Stürzen und Skateboard-Unfällen. Dabei werden explizite Darstellungen von gebrochenen Zehen bzw. Umknicken mit dem Sprunggelenk nicht ausgespart. Man kann hier regelrecht von einer „Zeilebation der Gewalt“ sprechen. Meiner Ansicht nach, dies sei hier abschließend noch hypothetisch angemerkt, ist die Kompromisslosigkeit dieser Darstellung in *Welcome to Hell*, einerseits als ein Hinterfragen konservativer sozialer Verhältnisse und, andererseits, als eine Reaktion auf „medialen Schund“ bzw. sogar Zensur in den Vereinigten Staaten zu begreifen (in den ersten 30 Sekunden des Videos sieht man wehende amerikanische Flaggen und fette „Durchschnittsamerikaner“ – alles unterlegt mit Musik der Hardcore-Punk Gruppe „LARD“, dessen Text die gezeigten Bilder ironisiert).

Es liegt also nahe – und das ist mir persönlich sehr wichtig hier zu differenzieren – dass im Skateboarding Bilder der Gewalt und (Selbst-)Verstümmelung nicht dazu dienen, sich an Verletzungen Anderer zu ergötzen oder Masochismus gar als Leitbild der Skateboardkultur zu „adeln“. Diese Dokumente dienen viel mehr als Spiegelbild einer rebellischen Randgruppe, welche bestehende soziale Verhältnisse hinterfragt und sich nicht mit ihnen vorgesetzten „Sicherheiten“ begnügt.

Eng mit diesen, soeben genannten Ausführungen, soll noch auf eine zweite „Richtung der Gewalt hingewiesen werden:

Frustration im Skateboardfahren zeigt sich – auf der anderen Seite – über Gewaltakte, die nach außen, bzw. auf außen befindliche Subjekte bezogen sind. Beispiele:

- das eigene Skateboard in der Gegend herumschleudern bzw. auf den Boden werfen
- das eigene Skateboard brechen
- auf herumstehende Gegenstände treten bzw. schlagen (stark favorisiert: Der Mistkübel)
- Kollegen beschimpfen
- Fremde beschimpfen
- ungerichtete Flüche (sehr beliebt: „Fuck“, „Fut“ oder „du Hure“)



Abb. 23: Ein Skateboarder zerstört sein Board an einer Sitzbank

Die Bemerkung liegt nahe, dass Wutausbrüche deshalb oft vorkommen – nicht weil das Skateboardfahren an sich *wütend macht* – sondern weil dabei ein sicherer Rahmen geschaffen wird, in dem es nichts ausmacht, zornige Anwandlungen zu bekommen (welche mit Sicherheit durch andere Lebensbereiche der jeweiligen Skater zu begründen sind). Insofern besitzt die Skateboardpraxis eine wichtige Ventilfunktion und hat damit „kathartische Qualität“.

Sanktionen vonseiten Außenstehender gibt es kaum. „Zuckt man aus“, so wird man als Skateboarder ignoriert, erntet unverständliches Kopfschütteln oder wird gemieden – Der Kreis schließt sich: Ein „Abseits“ wird generiert und bestätigt den Skater implizit in seiner vermeintlichen Eigenart und Merkwürdigkeit.

4. 3. 1. 5 Zusammenfassung

Die Akteure/Akteurinnen des Skateboardings besitzen intersubjektive Leistungsmaßstäbe, welche sich vor allem auf das gezeigte Engagement gründen. Um Ziele zu erreichen, werden, je nach Charakter des Skateboarders, sowohl bewusst initiierte, als auch unbewusst „mitlaufende“, Strategien verwendet. Dabei gibt es Methoden, welche, im Sinne eines mentalen Trainings, das Individuum von innen stärken können. Andere Praktiken nehmen von außen Einfluss auf die Motivation, sind jedoch nur teilweise der Kontrolle des Skaters unterworfen (z. B. kann ich mir meinen Mp3-Player mitnehmen und steuere diesen nach meinen Belieben – das Verhalten des „Publikums“ hingegen, liegt außerhalb meiner absoluten Kontrolle).

Die andere, destruktive Seite ist die der Frustration. Dabei werden nicht selten das eigene Board oder andere Gegenstände ruiniert. Auch vor Selbstverletzungen, sei es jetzt psychischer oder physischer Natur, wird nicht Halt gemacht. Diese Aspekte wurden in einem weiten Kontext reflektiert und es wurde ersichtlich, dass Gewalt ein Teil der Skateboardkultur ist, welcher, neben seiner Zelebrierung und (Über-)Inszenierung, stets als provokante gesellschaftliche Grenzüberschreitung begriffen werden kann.

4. 3. 2 „Healthy Skateboarding ?“ – Gesundheit und Körperbild im Skateboardfahren

Ereignis # 11: „Gleichgültigkeit“

Irgendwann bekam ich plötzlich Panik. Panik, dass mich das Skateboardfahren körperlich ruinieren könnte. Das andauernde Herunterspringen, Stürzen, Wiederaufstehen, ... Ich bekam Angst, dass ich ein Krüppel werde. Auf Basis dieser – natürlich im Nachhinein betrachtet – übertriebenen Haltung, fragte ich einen Freund von mir, der schon sehr lange Skateboard fährt: „Hast du dich

eigentlich schon mal gefragt, ob du später einmal Probleme haben wirst mit deinen Gelenken und so? Immerhin ist ja Skateboardfahren nicht gerade das Gesundeste für den Körper, meinst du nicht auch?“

Er trocken zurück:

„Ja schon, aber es ist mir wurscht.“

Aufzeichnung vom 19. 4. 2012

Zuerst sei angemerkt, dass diejenigen Skateboarder, welche im Rahmen der Diplomarbeit im Mittelpunkt stehen, höchstens semiprofessionellen- bzw. Amateurstatus besitzen. Für mich heißt das, obwohl einige von ihnen Sponsoren haben, dass diese nicht durch das Skateboardfahren ihren Lebensunterhalt verdienen – der Körper ist für diese Skater also kein notwendiges Kapital, welches ihnen ein regelmäßiges Einkommen beschert: Fast alle gehen normalen Jobs nach, ein paar von ihnen (der geringere Anteil) machen ein Studium.

Es ist nicht ganz klar, wie professionelle Skateboarder/innen mit ihrem körperlichen Kapital umgehen, weil es ganz einfach nie kolportiert wird. Kein Skateboardmagazin oder Video zeigt Skateboardfahrer/innen beim intensiven Aufwärmen bzw. Trainieren und gibt schon gar keine „Fitnesstipps“. Eigentlich paradox, wenn man bedenkt, welchen Belastungen diese Sportler/innen ausgesetzt sind. Dies bedeutet für mich jedoch nicht zwangsläufig, dass Profis ihren Körper „verschleiben“ lassen. Sie praktizieren sogar tatsächlich Methoden und Strategien, ihren Körper entsprechend zu „warten“ (vgl. web-Interview mit Profiskater Paul Rodriguez in *Mens Fitness*, 2012). Der wesentliche Unterschied zu anderen Sportarten – insbesondere den Vereinssportarten – wird hier sichtbar: Skateboarding will auf keinen Fall mit Themen wie „Gesundheitssport“, „Fitness“, also scheinbar „weichen“ Attributen assoziiert werden und inszeniert sich auch dementsprechend: Man möchte fast meinen, dass Skateboardvideos, welche ja zweifelsohne das wichtigste (Kommunikations-)Medium für die globale Skateboard-Community darstellen, eher eine Anleitung dazu geben, wie man sich am erfolgreichsten zerstören kann (siehe Aspekt der „Zeilebation“, S. 79 dieser Arbeit).

Diese, der Skateboardkultur inne wohnende und medial überformte, Ablehnung hat natürlich unweigerlich Einfluss auf unseren eigenen Umgang mit körperlichem Kapital, das, auch wenn die Belastungen vielleicht nicht so stark und regelmäßig sind wie bei Profiskatern, selbstverständlich seine Grenzen hat. Wir wurden nicht durch einen Trainer

oder eine Trainerin unterrichtet, wie man seinen Körper aufzuwärmen und zu behandeln hat. Insofern mussten und müssen wir unsere eigenen Maßstäbe für den Umgang mit unserem Körper entwickeln:

Ich persönlich habe durch mein Sportstudium in Bezug zu gesundheitsspezifischen Themen keine großen Hemmungen, in der Öffentlichkeit Aufwärmübungen zu machen. Ich begann vor ungefähr zwei Jahren damit, vor jeder Skatesession meinen Körper zu mobilisieren, da ich bereits langsam merkte, dass meine „Schadensresistenz“ nicht mehr jene ist, wie in meinem Jugendlichen-Alter. Ich muss zugeben, dass mich diese Praxis schon eine Menge Überwindung gekostet hat, weil es gegen die Gewohnheit strebt, einfach auf sein Brett zu steigen und loszulegen. Außerdem war es für mich – auch unter sozialen Gesichtspunkten – eigenartig, in der Gruppe der Skater Aufwärmübungen zu machen, was anfänglich eher mit Begriffen wie „Behutsamkeit/Weichheit“ und „Bewusstsein“ konnotiert war; Attribute also, die nicht unbedingt zum Standardrepertoire eines „gestandenen Skaters“ gehören. Im Laufe der Zeit beobachtete ich jedoch Folgendes:

Immer mehr Leute mit denen ich regelmäßig skaten gehe begannen, ohne Nachdruck von meiner Seite, sich selbstständig aufzuwärmen. Zwar waren die Methoden für mich teilweise fragwürdig (statisches Dehnen vor dem Skateboardfahren, ohne vorhergehendes, allgemeines Aufwärmen der Muskulatur). Ich sagte jedoch nichts, gab auch keine „Verbesserungsvorschläge“, sondern freute mich insgeheim einfach darüber, dass sich eine Art Offenheit gegenüber Aufwärmpraktiken und Gesundheitsaspekten zu entwickeln schien. Ein anderer Skater-Kollege, welcher über Kampfsporterfahrung verfügt, brachte dann Übungen aus dem Qi Gong ein, sowie Dehnverfahren, die mir selber neu waren: Ein weiterer konstruktiver Input wurde hiermit gegeben und verstärkte das Selbstvertrauen beim Einzelnen, sowie in der Gruppe in Bezug auf das Körperbewusstsein.



Abb. 24: Befreundete Skateboarder beim (Gruppen-)Aufwärmen

4. 3. 2. 1 Verletzungen

Beobachtungen zufolge, haben Skater aus meinem Umfeld durchschnittlich ein bis maximal zwei Mal im Jahr eine ernstere Verletzung, welche zumindest ein 3-wöchiges Aussetzen verlangt. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um „Umknicken“ mit dem Sprunggelenk, oder Verstauchungen im Bereich des Fußes. Knieverletzungen sind selten, wenn dann jedoch etwas passiert, ist die Diagnose meistens ein Kreuzbandriss – scheinbar der „Klassiker“ bei den Knieverletzungen der Skater. Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Bereich ist die obere Extremität, bei der am häufigsten das Handgelenk betroffen ist. Eine genaue statistische Erhebung von Skateboardverletzungen bietet Neuss (2008), dessen Ergebnisse die Feldbeobachtungen bestätigen.

Über die Bereitschaft der befreundeten Skateboarder rehabilitative Maßnahmen zu ergreifen, lässt sich folgende Aussage tätigen: Ein Kollege hat nach einer Sprunggelenks-Verletzung damit begonnen, mit einem Balance-Brett Propriozeptionstraining zu machen. Ein anderer wiederum hat, ebenfalls nach einer Verletzung des oberen Sprunggelenks, sogar ein Physiotherapie absolviert. Offensichtlich steigt in solchen „Ernstfällen“, welche

ja auch vom Skateboardfahren abhalten, das Engagement, sich besser um seinen Körper zu kümmern und umso mehr „über seinen Schatten zu springen“.

4. 3. 2. 2 Fazit

Der Stellenwert des Körpers als „Objekt der Wertschätzung“ ist in meinem Skateboarding-Umfeld gering und Begriffe wie „Training“, „Vorsorge“ oder „Gesundheit“ nie im Munde irgendeiner meiner Kollegen. Das offene und ungezwungene soziale Milieu des Skateboardfahrens hat nie „zur Gesundheit erzogen“, während ja im Vereinssport meistens schon der Wert eines guten, „funktionierenden“ Körpers von den Trainern und Trainerinnen betont wird. Die Vermittlung von „Körper-Wissen“ kann aber auch nur in einem gewissen pädagogischen Rahmen passieren, welchen das Skateboard-Milieu nie konstituieren könnte (und wohl auch nicht wollte):

Erstens sind die meisten Vereinssportarten (insbesondere Sportsportarten, aber auch Leichtathletik und Boden- und Geräteturnen) leistungsorientiert. Ergebnisse sind anhand sichtbarer Maßstäbe (Zeiten, Höhen, Sieg/Niederlage, ...) nachvollziehbar und setzen eine dementsprechende Fitness des Körpers voraus, welcher als Projektionsfläche von Erfolg und Misserfolg fungiert und diese Verantwortung stets mit sich führt.

Zweitens gibt es die Instanz des Trainer/ der Trainerin, welche vorschreibt, was geübt wird und welche Mittel zur Erreichung eines Ziels zur Anwendung kommen. Die Teilnehmer/innen lernen dadurch Methoden kennen, die einer Verbesserung und Erhaltung der körperlichen Leistungsfähigkeit dienen.

Im Street-Skateboarding gibt es weder ein eindeutiges Leistungsprinzip, noch eine Trainer/innen-Instanz. In diesem Zusammenhang eine Metapher: Skateboarder sind eigentlich wie die „verlorenen Jungen“ in *Peter Pan*. Es gibt keine „Erwachsenen“, die ihnen sagen, „wie es geht“. Alles muss aus ihnen selbst heraus entwickelt und initiiert werden. Das wiederum hat eine nachteilige, aber auch eine vorteilhafte Seite:

Von Nachteil ist, dass, wenn nicht gerade Vorerfahrung aus der eigenen Sportbiografie vorhanden ist (ich z. B. war vor dem Skateboarden im Judo- und Handballverein und bin zukünftiger Sportlehrer; ein anderer Freund, wie schon oben erwähnt, ist, neben dem Skaten, Kampfsportler), das konkrete Wissen über Auf-/Abwärm-/Dehnübungen fehlt und auch die Kompetenz, Signale des eigenen Körpers zu verstehen und dementsprechend zu handeln, nicht gründlich ausgeprägt ist.

Vorteilhaft ist das implizite, eigenverantwortliche Lernen, das im Milieu der Ungezwungenheit und „Freiheit“ statt finden kann. Die Skateboarder haben Platz und Zeit, ihre eigenen Maßstäbe für den eigenen Körper zu entwickeln und können dadurch „ungefiltert“ Einflüsse aus allen möglichen Richtungen der Körperarbeit aufnehmen, sei es nun „konservative“ Stretching-Übungen und Aufwärm-Methoden oder neue, derzeit populäre, Formen, wie Yoga oder Atemübungen.

4. 4 Social Organism

Gegenstand dieses Kapitels sind die gruppendynamischen Prozesse und Besonderheiten innerhalb der Gruppe der Wiener Skateboarder. Ich werde mich dabei auf Begrüßungsrituale und (Gruppen-)Sprache, Drogenkonsum-Gewohnheiten sowie auf Fragen der Hierarchie, Konkurrenz und Organisation innerhalb der Gruppe konzentrieren. Auch auf die Praxis des Filmens, also Dokumentierens von Skateboardtricks und -alltag soll eingegangen werden. Bevor jedoch diese einzelnen Facetten beleuchtet werden, folgt ein Aufriss über die Struktur der Wiener Skateboardszene.

4. 4. 1 Der „Organismus“ Wiener Skateboardszene

Ereignis # 12: „Solidarität“

Kaum trete ich aus dem Haus, merke ich, dass meine Schuhe aufgerissen sind. Darauf hin laufe ich wieder nach Hause und hole mir die Rechnung vom Shop. Dort angekommen, schildere ich dem Verkäufer die Problematik (die Schuhe sind eigentlich ganz neu), er bietet mir an, sie einschicken zu lassen. Da ich nur ein Paar Schuhe hab momentan und ich an diesem Tag unbedingt Skaten will, sagt er ganz unvermittelt: „Weißt was, ich geb dir meine Schuhe, ich brauch sie eh nicht mehr“, und zieht sich seine aus und holt sich andere aus dem Lager. Das nenn ich mal Kundenservice. Wo gibt es das sonst, wo, in welcher Szene „teilt“ man sich noch den Schuh, das „Werkzeug“ zum Skaten?!

Aufzeichnung vom 21. 2. 2012

Hier wird deshalb der Begriff des „Organismus“ verwendet, weil ich denke, dass die Skateboardszene in Wien – wie wohl jede Szene in beliebiger Sparte – stets in Bewegung ist und sich, mehr oder weniger subtil, verändert. Eindeutig zu fassen ist sie keineswegs.

Die gesamte Szene besteht aus mehreren Gruppen von Skatern, die nebeneinander existieren und sich, teilweise sehr stark, überschneiden. Fluktuationen von einzelnen Skatern, die einmal mit „Partie A“ skaten gehen und dann mit „Partie B“, sind dabei durchaus normal.

„Meine“ Gruppe, jene mit der ich also am häufigsten verkehre, besteht zur einen Hälfte aus Wienern und zur anderen Hälfte aus Niederösterreichern. Leute wie ich, die aus einem anderen Bundesland nach Wien kommen (in meinem Falle: um zu studieren) fungieren dann am Anfang häufig als Bindeglied zwischen den Leuten von „draußen“ und dem eigentlichen „Wiener Kern“. Der Einfluss aus Niederösterreich ist (wohl auch durch seine Wien-umgebende Lage) groß – man muss auch nicht unbedingt in Wien wohnen um „dazuzugehören“, sondern eher zu den „richtigen“ Zeitpunkten präsent sein.

Ein weiterer Einfluss aus den Bundesländern stammt, Beobachtungen zufolge, aus Kärnten. Die von dort stammende Skateboardmarke *YUX!* sponsert viele Kärnter Skateboarder, die gute Beziehungen nach Wien haben und hat auch bereits begonnen, hier Fuß zu fassen (ein ähnlicher Fall ist Vorarlberg mit der Marke *Yama*).

Innerhalb Wiens kann man die Gruppen, auch wenn diese, wie gesagt, nie eindeutig zu fassen sind, am besten über die Initiatoren und deren laufender Projekte bestimmen:

Der Wiener Skater und Skateboardvideo-Macher Markus Schwarz, sammelt schon mehrere Jahre Filmmaterial für ein Skateboardvideo, das in der Szene begierig erwartet wird. Im Herbst 2013 soll es endlich veröffentlicht werden. Das hohe Level an Skateboardtricks und der damit verknüpfte wahrscheinliche Erfolg des Videos und steigende Bekanntheitsgrad der darin gezeigten Skateboarder, konstituiert zur Zeit eine Gruppe der besten Wiener Skater, die gemeinsam für dieses Projekt arbeiten. Diese Leute haben zum Teil ihre eigene Gruppe von Freunden, mit denen sie üblicherweise skaten gehen – die Dynamik, welche dieses noch gar nicht publizierte Video ausgelöst hat, scheint jedoch so stark zu sein, als dass sie eine Art „Hyper-Gruppe“ bildet, welche nun alle Skater Wiens magnetisch anzieht.

Interessanterweise war eine ähnliche Gruppendynamik im Laufe des Videoprojektes *Leftovers* (2011), von Thomas Bauer, vernehmbar. In diesem Video sind nämlich einige

Skateboarder vertreten, die gegenwärtig für das Video von Markus Schwarz filmen. Es liegt deshalb die Feststellung nahe, dass vor allem Skateboardvideo-Projekte ein Milieu für die Entstehung, mehr oder weniger, stabiler Gruppen bilden, welche jedoch temporär sind. Werden neue Projekte initiiert, spricht sich das schnell herum: Durch die Internetpräsenz vieler Skateboard-Videos, kurzer Web-Clips und Fotos, welche Veränderungen und neue Trends in der Szene dokumentieren, bekommt man schnell mit, wo sich neue, beliebte Spots befinden bzw. mit wem und wo es zur Zeit „abgeht“. Insofern ist die Schnelllebigkeit und Unverbindlichkeit im Rahmen der Wiener Skateboardszene immer auch Reflexion technologischer (Weiter-)Entwicklungen und aktueller Mediennutzung. Das soll jedoch nicht heißen, dass es zwischen den Skateboardern keine Freundschaften gibt und die Gruppen reine „Arbeitsgruppen“ wären. Ganz im Gegenteil: In Wien kommt man heutzutage als Skater einfach sehr schnell mit anderen in Kontakt (das war, laut einem älteren Skater-Freund von mir der sich in der Szene gut auskennt, nicht immer so) und es entsteht rasch eine „freundschaftsähnliche“ Bande zwischen den einzelnen Protagonisten. Intensiviert sich diese Beziehung, bleibt sie auch über das Skateboardfahren hinaus bestehen und ist nicht mehr der obig genannten Dynamik unterworfen.

Eine andere „Partie“, deren Protagonisten zwar in der Szene durchaus bekannt sind und die über z. T. beachtliche „Skateboard-Skills“ verfügen, lässt sich einfacher umreißen: Es handelt sich um die Gruppe um Frido Fiebinger, der bereits mehrere, in Österreich bekannte, Skateboardvideos gemacht hat (bekannteste Serie: WHY 1-4) und selber aktiv skatet. Diese Gruppe isoliert sich jedoch stärker von den übrigen Skateboardern, hat keine großen kommerziellen Ambitionen, sondern macht „ihr eigenes Ding“. Sie bauen eigenhändig kleine Skateparks aus Beton (D.I.Y. – siehe S. 49) – ihr „Schwerpunkt“ liegt auf *Pool*-Fahren (Skatepark Hütteldorf) und *Miniramp* bzw. trifft man sie eher in der „Vertikalen“ und an unkonventionellen, abgelegenen Orten an, als auf herkömmlichen *Street*-Spots.

Außerdem kommen immer wieder Freunde aus Deutschland nach Wien zu Besuch, welche teilweise in Österreich wohnhaft waren und den Kontakt aufrecht erhalten wollen (vgl. Artikel *Piefke* im Wiener Skateboardmagazin *Trottoir*, S. 14-23, Ausgabe 13/11).

Es gibt dann noch jene Skateboarder, die keiner Gruppe angehören und auch keine enge Beziehung zu den Teilnehmern pflegen, sondern einfach kommen und gehen, so wie es ihnen beliebt. Diese sind durchaus szene-bekannt und beliebt, legen sie jedoch anscheinend keinen großen Wert darauf, sich regelmäßig in der gleichen Gruppe aufzuhalten.

4. 4. 2 „Seas!“ – Begrüßungsrituale innerhalb der Szene

Ereignis # 13:

Wir sitzen schon länger am Spot im 9. Bezirk, als ein Typ grinsend mit dem Skateboard um die Ecke biegt. [...] Ich kenne ihn nicht, er kommt jedoch zu uns und gibt jedem die Hand. Wir erwidern den Gruß ganz natürlich. Kurz bleibt er bei uns stehen, spricht nichts und fährt dann weiter.

Aufzeichnung vom 20. 4. 2012

Das umgangssprachliche „Seas“ („Servus“) gehört zum Standardgruß der Wiener Skateboarder untereinander. Währenddessen oder danach erfolgt ein Handschlag, der entweder einem normalen Hand-Geben entspricht oder aus einem kurzen Handschlag mit darauf folgender Berührung der Fäuste besteht:



Abb. 25: Der Standard-Handschlag

Hand gegeben bzw. Handschlag ereignet sich fast immer wenn man auf andere Skater stößt mit denen man anschließend gemeinsam eine *Session* verbringt, unabhängig davon wie gut man diese kennt. Was jedoch auffällig ist, ist die unterschiedliche Qualität der zwei Handberührungen: Ist das Verhältnis zwischen den jeweiligen Skatern (noch) distanziert, so reicht offenbar ein formelles Hand-Geben. Ist das „Eis gebrochen“, z. B.

durch eine intensive und/oder lustige Skate-Session, vollführt man gerne den Handschlag, welcher auf den Abbildungen sichtbar ist. Das heißt, dieser Handschlag ist ein Symbol gegenseitiger Wertschätzung, welches man nicht gerne „umsonst“ hergibt.

In der Praxis bleiben diese Motive weitgehend unbewusst – man macht sich nicht unbeliebt, wenn man ständig nur formell Hand gibt bzw. wird es auch nicht als aufdringlich empfunden, den Handschlag mit Faust mit jedem X-Beliebigen auszuführen. Was jedoch bestimmt auffällt, wie wohl in jeder Interaktionssituation aller Lebensbereiche, ist die Wertschätzung und der Respekt, welcher mit dem Grußritual einhergeht. Das Erbauende dabei ist, dass man diese von den Skateboardern zurückbekommt und sich ebenfalls respektiert und in der Gruppe angenommen fühlen darf. Ich persönlich empfinde dieses Gefühl als sehr behaglich und kann jeden verstehen, der zu jedem einzelnen Skater in der Gruppe, seien es auch 10 oder 20, hingeht, die Hand gibt und sich vorstellt. Diese Art des Sich-Zeigens wird nicht, wie man vielleicht vermuten mag, als „schleimerisch“ oder „unterwürfig“ interpretiert, sondern als respektvolle Geste allen Teilnehmern gegenüber.

Zwischendurch gibt es immer wieder alternative „Gruß-Trends“ in Wien, z. B. das zweimalige Einschlagen mit dem Gegenüber, bevor die Fäuste aufeinander treffen. Dieser Trend kam eindeutig aus den Vereinigten Staaten, wo eine sehr bekannte Skater-Crew namens *Baker*, diesen praktiziert. Dieser Trend ebte jedoch bald wieder ab, als die ersten Kollisionen zwischen jenen Skatern, welche noch den einmaligen Handschlag gewohnt waren und jenen, die versuchten, das neue, leicht „gepimpte“ Grußritual zum Durchbruch zu verhelfen, aufkamen. Das sah dann oft, wie man sich vorstellen kann, sehr unbeholfen und unkoordiniert aus.

4. 4. 3 Die Sprache in der Gruppe

Ereignis # 14: „Um was es *eigentlich* geht“

Martin kommt nach Kirchberg [Ort in Niederösterreich]. Mitten in der Nacht beschließen wir, irgendwohin „Spot-Check“ zu machen und finden tatsächlich im nächsten Dorf einen fetten Spot. Außenstehende hätten wohl nie damit gerechnet, dass wir 2 Skater sind, die die Gegend „abscannen“, eher Einbrecher.

Sonst reden wir in erster Linie übers Ficken.

In diesem Falle steht der engere Kreis im Fokus, mit dem ich üblicherweise unterwegs bin. Die folgenden Aussagen beziehen sich im Speziellen auf diese Konstellation, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass in anderen Gruppen andere Themen, in unterschiedlichen rhetorischen Modi, abgehandelt werden – eine, für die gesamte Wiener Skateboardszene gültige, Beschreibung strebe ich hier nicht an.

Die Rahmenbedingungen sind, wie schon zuvor einmal erwähnt, der Einfluss aus Niederösterreich. Zu einem großen Teil wird bei uns deshalb im Dialekt gesprochen, der einer Mischung aus Wienerisch und dem Weinviertlerischen ähnelt. Mit den Wiener Skatern hingegen, welche zumeist in der Standard- bzw. Hochsprache konversieren, passt sich der Dialekt häufig zugunsten des „nach-der-Schrift-Redens“ an.

Was schließlich noch anzumerken ist: Die Inhalte und Redens-Arten sind in der Gruppe anders, als wenn man zu zweit unterwegs ist. Während man zu zweit durchaus persönliche Themen behandelt, kann die Sprache in der Gruppe fast als eine eigene „Zunge“ begriffen werden, die für Außenstehende nicht leicht zu dechiffrieren ist.

4. 4. 3. 1 Allgemeine Betrachtungen

Trifft man einander, so wird nach der Begrüßung meistens über einen Gegenstand des gegenwärtigen Interesses gesprochen. Zum Beispiel kann dies ein Erlebnis sein, das einem Protagonisten widerfahren ist oder es geht um ein neues Skateboardvideo, über welches in der Szene gerade diskutiert wird. Was in den Erzählungen und Gesprächen stets mitschwingt, ist eine Portion Heiterkeit. „Seriöse“ Themen wie das derzeitige Weltgeschehen, politische Angelegenheiten oder Sonstiges, das eher in die Kategorie „freudlos“ einzuordnen ist, wird tunlichst vermieden – höchstens noch mit möglichst politisch unkorrektem schwarzen Humor kommentiert.

Darüber hinaus ist ebenfalls ersichtlich geworden, dass eine funktionierende Skateboardsession mit einhergehendem Beisammensein in der Gruppe eigentlich kaum Informationsaustausch – sei dieser noch so trivial – benötigt. Natürlich ist es immer möglich, mit anderen Skatern zu reden, es ist aber nicht notwendig um als Bestandteil der Gruppe anerkannt zu werden. In Wien sind genug Skateboarder bekannt, die lieber ihr Skaten „sprechen lassen“, als mit anderen „Schmäh zu führen“. Es ist also theoretisch möglich, einen Skateboard-Tag nur unter Verwendung von einzelnen Wörtern (z. B.:

„Hallo“, „Ciao“, „Seawas“, „Leiwand“, „Euda“, „Ja“, „Nein“, etc.) zu verbringen und – wenn man von Natur aus bereits ein eher schüchterner Typ ist – würde das niemandem auffallen.

Was nun die Leute aus meinem engeren Kreis betrifft: Die Skateboardpraxis ist natürlich der wichtigste Aspekt an unseren Treffen, da aber keiner von uns auf den Mund gefallen ist und wir sehr gesellige Charaktere sind, stellen unsere Gespräche ebenfalls eine sinnliche Quelle dar, die wie eine Art „Wolke“ fungiert, in welche man sich bei einer Skatesession gerne hineinbegibt und die in einem Art Zirkulärverlauf „besucht“ wird: Üblicherweise gibt es bei jeder Skatesession ein bis zwei Orte, an denen stets mehrere Leute zur gleichen Zeit verweilen. Das kann der Bereich sein, an dem man sich für einen Trick „anstellt“ (vorausgesetzt es sind viele Leute da, welche ein einziges *obstacle* fahren) oder der Platz, an dem die Habseligkeiten (Rucksäcke, Fahrräder, Wertgegenstände, etc.) gehortet werden bzw. pausiert wird. Dadurch, dass man für Skateboardtricks meistens mehrere Versuche benötigt, bedeutet dies zwangsläufig, dass man immer wieder zum „Startpunkt“ zurückgehen muss. In diesen Zonen, die immer wieder flüchtig passiert werden, findet also vor allem die verbale Kommunikation statt und es liegt nahe, dass die Inhalte der Gespräche deshalb nur prägnanter, trivialer Natur sein *können*, weil der dortige Aufenthalt nur ein vorübergehender ist. Es liegt also offensichtlich die Qualität der Gesprächskultur nicht nur in den persönlichen Präferenzen und individuellen Charakterzügen begründet, sondern auch in der Dynamik des Skateboardings selbst und den damit verbundenen Konsequenzen auf die Raumnutzung.

4. 4. 3. 2 „Herumblödeln“

Wie in der obigen Ausführung (4. 4. 3. 1) dargelegt, entstehen bei Skateboardsessions gute Voraussetzungen für verbale Interaktionen, welche keinen Platz für „Ausschmückendes“ und „Tiefgründiges“ bereit halten. Treffen diese Rahmenbedingungen schließlich auf Leute wie uns (vor allem der niederösterreichische Anteil), welche die „Veranlagung zum Derben“ haben, also die kein Problem damit haben, Schimpfwörter zu verwenden, Witze zu machen – ganz einfach „Herumzublödeln“ – so entwickeln sich daraus regelrechte „Schwachsinnsgelage“, die scheinbar jeglicher Vernunft widerstreben und von uns bewusst bis zum Äußersten ausgereizt werden, z. B.:

- Wir machen Wortspiele, indem wir einer Person aus unserer Gruppe den Nachnamen eines Pro-Skaters geben und formulieren dies gemeinsam um und weiter.
- Wir reden darüber, in welcher Weise wir mit gewissen Frauen Sex praktizieren würden.
- Wir kündigen spaßhalber einen Trick an einem (meistens schwer zu fahrenden) Spot an, der, für die jeweilige Person, unrealistisch ist.
- Wir erzählen uns witzige „G’schichtln“, die wir gerade erlebt haben und präsentieren diese spannend.
- Wir beschimpfen uns gegenseitig zum Spaß (ohne jedoch beleidigend zu werden).
- Es werden andere Leute außerhalb unserer Gruppe beschimpft, wenn sich diese zu unserem Nachteil verhalten (das geschieht meistens nicht hörbar für die betroffene Person um einem Streit oder gar einem Handgemenge aus dem Weg zu gehen)

Ein weiterer Fall, der gewiss einige Leute vor den Kopf stößt und irritierend ist, sei an dieser Stelle noch genauer besprochen: Wenn wir in der Gruppe von Menschen sprechen, welche nicht aus Österreich stammen bzw. ihre Wurzeln in einem anderen Land wissen (etwa im ehemaligen Jugoslawien, der Türkei, Afrika oder China), verwenden wir selten den „politisch korrekten“ Ausdruck für die jeweilige Ethnie. Stattdessen werden oft und gerne jene Wörter benutzt, welche gemeinhin als unzeitgemäß oder gar rassistisch und herabwürdigend gelten. Außerdem könnte man so manche Aussagen von uns auch für frauenfeindlich halten. Die Ironie dabei ist, dass niemand aus unserer Gruppe tatsächlich fremden-/frauenfeindlich oder gar politisch rechts eingestellt ist. Im Gegenteil: Müssten wir uns in einem anderen Kontext als dem der Skater-Clique über diese Themen äußern, so wären viele von uns die ersten, die das Wort gegen soziale Ungerechtigkeit erheben würden. Woher kommt also diese Tendenz bzw. worin ist sie zu begründen? Der folgende Abschnitt wird darauf noch detaillierter eingehen.

4. 4. 3. 3 *Just bullshit ?*

Ereignis # 15: „SMS-Fun“

A: Weißt was ich grad mach?

B: Was?

A: Cordon Bleu fressen und *Manowar* hören.

B: Haha geil.

A: Gehst mit mir am Lifeball morgen?

B: Du notgeiler Lustmolch.

A: Ich hab so Dünnschiss vom Chili con carne.

B: Oh je

A: Ich finds eh geil.

B: Cool!

A: Ich war heute schon um 7 in der Hackn und hab von 7 bis 8 gschissn.

B: Du Redneck.

A: Kommst am We eh zu mir skaten?

.

.

SMS-Dialog vom 2. 6. 2013 zwischen mir und einem guten (Skater-)Freund.

Dem/der aufmerksamen Leser/in wird aufgefallen sein, dass die (teils raue und vulgäre) Sprache in meiner Skater-Gruppe nicht nur aufgrund der Rahmenbedingungen, welche das Skaten als solches bereitstellt (also wie oben besprochen: Die Flüchtigkeit, Raumaufteilung, etc.), sonderbar ist, sondern wohl auch in der Tatsache begründet liegt, dass die Protagonisten ausschließlich männlichen Geschlechts sind (was natürlich keineswegs bedeuten soll, dass ausschließlich Männer vulgäre Äußerungen machen). Diese Dynamik findet sich also nicht nur im Kreise der Skateboardfahrer, sondern ist anscheinend ein sehr weit verbreitetes Phänomen: Harry G. Frankfurt, ein U.S.-

amerikanischer Philosoph und Schriftsteller, beschreibt in seinem Buch *Bullshit* (2006) die Prozesse, welche Gruppen dazu veranlassen, scheinbar ernste und sensible Themen derart zu trivialisieren und „in den Dreck zu ziehen“. Er spricht dabei von einer „bull session“ (S. 42-44):

Charakteristisch für das informelle Gespräch unter Männern, das eine *bull session* ausmacht, ist meines Erachtens etwas anderes, nämlich die Tatsache, daß [sic] die Diskussion zwar intensiv und durchaus bedeutungsvoll sein mag, in gewisser Hinsicht jedoch nicht ganz 'echt' ist [...]. In einer *bull session* erproben die Teilnehmer oft diverse Gedanken und Einstellungen, weil sie wissen möchten, wie es ist, solche Dinge zu sagen, und weil sie herausfinden möchten, wie andere darauf reagieren, ohne daß sie annehmen müssen, auf das, was sie sagen, festgenagelt zu werden. Alle Teilnehmer einer *bull session* wissen, daß die dort gemachten Äußerungen nicht unbedingt auch die tatsächlichen Vorstellungen oder Gefühle ihres Urhebers zum Ausdruck bringen. Hauptzweck des Unternehmens ist es, ein Höchstmaß an Offenheit und ein experimentelles oder ungeschütztes Reden [...] zu ermöglichen. Deshalb billigt man den Teilnehmern in diesem Rahmen das Recht auf eine gewisse Verantwortungslosigkeit zu, damit sie frei heraus sagen, was ihnen in den Sinn kommt, ohne allzu sehr befürchten zu müssen, beim Wort genommen zu werden. Jeder Teilnehmer einer *bull session* darf sich also darauf verlassen, daß die anderen Teilnehmer nicht meinen, seine Äußerungen entsprechen voll und ganz seinen Auffassungen oder er halte sie eindeutig für wahr. Zweck des Gesprächs ist nicht die Mitteilung von Überzeugungen. Die üblichen Annahmen zwischen dem, was man sagt, und dem, was man glaubt, sind gleichsam außer Kraft gesetzt.

Dieses Zitat war etwas umfangreicher als sonst, beschreibt es doch hervorragend die Gesprächskultur, welche die meiste Zeit in unserer Skater-Clique vorherrscht. Wie man vermuten mag, kann das auf Dauer ziemlich anstrengend sein, vor allem wenn man gemeinsam auf einer „Skateboard-Tour“ (z. B. in Barcelona oder Deutschland) unterwegs ist und sich ein gemeinsames Appartement oder Zimmer teilt. Es ist üblich, dass nach jedem Barcelona-Urlaub unserer Gruppe (welcher – schon fast rituell – ein Mal pro Jahr stattfindet), die Teilnehmer ein bis zwei Wochen nichts voneinander hören um wieder von diesem Unsinn-Trip „runterzukommen“. Nicht nur eine Person aus der Gruppe sagte diesbezüglich zu mir, sie brauche „Urlaub vom Urlaub“.

Schließlich noch den Rückbezug zum anfänglichen Zitat (Ereignis # 15) und den theoretischen Reflexionen (Frankfurt, 2006) aufnehmend, kann man durchaus sagen, dass der Ausschnitt des SMS-Dialogs mehrere Komponenten vereint, die einer *bull-session* „würdig“ sind: Auf der einen Seite findet man hier echtes organisatorisches Interesse („Kommst am We zu mir Skaten?“), auf der anderen die „totale Belanglosigkeit“ („Ich fress ein Cordon Bleu und hör Manowar“, „Ich hab Dünnschiss“) – das alles gepaart mit Beschimpfungen (das eher einem „Necken“ gleich kommt: „Du notgeiler Lustmolch“, „Du Redneck“) und „Meinungsexperimenten“ („weil sie wissen möchten, wie es ist, solche Dinge zu sagen, und weil sie herausfinden möchten, wie andere darauf reagieren“ [...] im Sinne von „Gehst mit mir zu Lifeball?“ (tatsächlich würde niemand von uns wirklich zum Lifeball gehen)

4. 4. 3. 4 Fazit

Die Praxis des Skateboardfahrens schafft Rahmenbedingungen, in denen es den Protagonisten möglich ist, sich nach Lust und Laune zu artikulieren. Da das Skaten prinzipiell im Vordergrund steht, existiert also eine große Auswahl an Zusatzoptionen (skate ich ausschließlich und rede nur das Notwendigste oder sitze ich lieber mit Freunden im „Off“, informell plaudernd). Man erwirbt sich in der Gruppe einen großen Teil des Respekts durch das eigene Skateboardfahren, bzw. welche Leidenschaft und welches Engagement man der Sache widmet (es werden also nicht nur objektiv „gute“ Skater anerkannt). So lange man selber respektvoll mit den anderen Skatern (insbesondere jenen, die man noch nicht gut kennt) umgeht, spielt es keine Rolle, ob und welchen verbalen Input man liefert. Alles ist erlaubt.

Man geht vor allem deshalb Skateboardfahren, um sich *nicht* mit der „harten“ Realität auseinandersetzen zu müssen, bzw. einen körperlich-geistigen Ausgleich zu dieser zu erlangen. Insofern ist die Qualität der verbalen Interaktion einer Skate-Session das Spiegelbild dieser angestrebten Ausgelassenheit.

4. 4. 4 „Chill !“ – Abhängen und Drogenkonsum

Ereignis # 16:

Zufällig komme ich mit dem Board am Heldenplatz vorbei, wo ich ein paar Leute sehe die skaten, darunter auch einen Freund von mir, der gerade sitzt und sich mit einem anderen Skater unterhält. Insgesamt ist die Atmosphäre sehr entspannt: Diejenigen, die skaten wollen, tun das, die anderen liegen in der Sonne herum. Ich setze mich zu meinem Freund, nachdem ich die Leute am Platz per Handschlag begrüßt habe, und sehe, dass hinter uns eine Palette mit Bierdosen steht. Ich frage, ob ich auch eines haben könnte, bekomme es auch. Gemütlich trinke ich ein paar Schlücke Bier, bevor ich wieder auf das Brett steige, um mit ein paar anderen Skatern *loser* zu spielen.

Aufzeichnung vom 14. 5. 2012

Die Motivation für das Skateboardfahren an sich ist nicht nur, das sollte bereits relativ klar angedeutet worden sein, durch den Spaß an der Bewegung zu begründen. Die „metasportive Motivation“, so wie es Tappe (2011, S. 236) nennt, bezieht sich auf das Leben, das sich „nebenbei auf dem Platz abspielt“ (ebd.). In diesem Zusammenhang führt Neuber (2007; zit. n. ebd.) Kategorien „juvener Entfaltungsbedürfnisse“ an, welche wären: „Mediennutzung und Konsum, Party und Vergnügen, Bewegung und Sport, Kontakt und Kommunikation, Risiko und Grenzerfahrung und Ausgleich und Entspannung“. Vor allem die letzten vier Kategorien können, meinen Beobachtungen zufolge (damit stimme ich auch mit Tappe, 2011 überein), beim Street-Skaten verwirklicht werden. Womit ich nicht übereinstimme, ist die inflationäre Nutzung von Begriffen, wie z. B. „jugendliche Bewegungspraktiken“ (Schwier, 2011, S. 120) „juvenil“, „jugendlich“ (Tappe, 2011, S. 236) und „Heranwachsende“ (Tappe, 2011, S. 233). Die meisten Skateboarder/innen sind tatsächlich „jugendlich“, das bedeutet jedoch nicht – nur weil „juvenile Entfaltungsbedürfnisse“ sich in einem bestimmten Alter zu entwickeln beginnen, tatsächlich alle Skateboarder/innen Jugendliche sein *müssen*. Viel mehr sollte in der Sozialforschung der Begriff der „Jugend“ hinterfragt und vielleicht weniger auf das biologische Alter bezogen werden, sondern *innere* Wertauffassungen des jeweiligen Individuums als Wegweiser für solcherlei Darstellungen dienen.

Die Praxis in der Wiener Skateboardszene zeigt nämlich, dass es einen sehr großen Anteil an Skateboardern gibt, welche bereits zwischen 30 und 35 Jahre alt sind, noch immer eine „jugendliche Aura“ besitzen und nicht den Eindruck erwecken, so bald mit dem Skateboardfahren aufzuhören. Ironischerweise haben genau diese Leute ebenfalls „juvenile Entfaltungsbedürfnisse“, wobei möglicherweise zwei von Neubers Kategorien (2007; zit. n. Tappe, 2011, S. 236), nämlich „Kontakt und Kommunikation“, sowie „Ausgleich und Entspannung“ ein prominenterer Stellenwert, gegenüber der übrigen vier, zugesprochen werden kann. „Kontakt und Kommunikation“ wurde bereits in Kap. 4. 4. 2 und 4. 4. 3 (S. 89-96) erörtert, „Ausgleich und Entspannung“ soll nun folgen:

Ausgleich und Entspannung wird nicht nur durch das Skateboardfahren erzielt, sondern auch durch das „Rumhängen“ (Tappe, 2011, S. 237) am Spot. Dabei sind die Übergänge zwischen dem „Rumhängen“ und der sportlichen Betätigung fließend bzw. nur analytisch zu trennen (vgl. ebd.). Das Verweilen am Spot geht also mit einem lustbetonten und freudvollen Kontakt mit Anderen einher, sowie auch sehr oft mit Drogenkonsum. Dieser besteht in der Wiener Skateboardszene vor allem aus Dosenbier und Cannabis (gerollt in *joints*). Der Alkohol wird einfach zum jeweiligen Ort mitgebracht (siehe Zitat oben: „Palette Bier“). Was den Cannabiskonsum betrifft, so kennt jeder der Wiener Skateboarder *mindestens* eine Person, welche – da gibt es nichts zu „beschönigen“ oder zu relativieren – regelmäßig, und in manchen Fällen auch täglich, Cannabis konsumiert. Der Grund, wieso „Gras“ so beliebt ist bei den Skateboardern, ist womöglich im „Lifestyle“ selber begründet – gehört also ganz einfach dazu. Dies wird in vielen Skateboardvideos- und Clips schamlos und als selbstverständlich dargestellt, zelebriert und ikonisiert. Darüber hinaus zielt das Motiv der/des Cannabispflanze/-blattes immer wieder Board-Grafiken, Kleidung und Werbeanzeigen in Skateboardmagazinen. Von der „praktischen Seite“ betrachtet, verhindert der Rauschzustand im Zuge des Cannabiskonsums, im Gegensatz zu Alkohol oder einigen anderen Drogen, nicht, dass man in der Lage ist, Skateboard zu fahren: Viele Skater kommen zu einem Spot und bevor überhaupt geskatet wird, rollt man erst einmal einen *joint* (in Wien sagt man dafür „Ofen“). Diejenigen, welche dieses „Ritual“ gewohnt sind, scheinen dadurch erst in den richtigen „Modus“ zu kommen. Der Rausch kann dann durchaus eine positive Auswirkung auf das, ohnehin stark mental orientierte, Skateboardfahren haben, in dem er die Konzentration fördert und den Fokus nach innen richtet.

Die Kehrseite des Cannabiskonsums (genauer gesagt: des *Besitzes* von Marihuana) ist, dass dieser in Österreich noch immer illegal ist. In meiner Geschichte als Skateboardfahrer habe ich jedoch noch kein einziges Mal erlebt, dass man an öffentlichen Plätzen, Skateparks oder sonstigen Skatespots, von der Polizei auf Cannabis durchsucht wird. Auch gab es bis jetzt keinerlei Sanktionen vonseiten anderer Leute, welche ebenfalls zufällig am selben Ort verweilen. Dabei werden von den Skatern natürlich schon gewisse „moralische Prinzipien“ eingehalten: Das Rauchen neben Kindern oder an belebten Orten mit Familien, sowie mitten auf der Straße unter vielen Menschen, wird vermieden.

4. 4. 5 „Hast du die Kamera mit?“ – Filmen und Dokumentation

Diverse Ereignisse # 17:

Ich schnappe mir mein Skateboard, Kamera und Equipment bevor es los geht.

Aufzeichnung vom 25. 2. 2012

Hammer Tag. Man filmt sich einfach bis keiner mehr kann. Es geht einerseits um nichts, andererseits um alles.

Aufzeichnung vom 21. 2. 2012

Das Gefühl wenn ein Trick perfekt gestanden ist und eventuell sogar gefilmt wurde, das kann einem keiner nehmen!

Simon, 36-38

4. 4. 5. 1 Die Praxis des Filmens

Je konsistenter und sicherer man mit der Zeit in Bezug auf die eigenen „Skateboard-Fähigkeiten“ wird, desto einen höheren Stellenwert bekommt das Festhalten dieser Tricks. Zur Zeit besitzen drei Leute in unserer Gruppe eine Kamera:

Es handelt sich dabei in allen drei Fällen um eine *Sony VX 1000*. Ein „Fischauge“ der Marke *Century* (eine Weitwinkellinse), welches auf- und abnehmbar ist, gehört ebenfalls zum Repertoire dazu. Die Qualität der Kamera und des Weitwinkelaufsatzes sind legendär.

Bereits in den 90ern wurde damit gefilmt und das Interesse (es schwingt natürlich ein gewisser „Retro-Flair“, angesichts der gegenwärtigen „HD-Flut“, mit) an dieser Kamera ist bis heute, sowohl bei Amateuren, als auch bei Profis, ungebrochen.

Beim Ausmachen einer Skatesession versucht man sich darauf zu einigen, wer seine Kamera mitnimmt, damit zumindest eine am Spot verfügbar ist. Je nach Motivation und Vorsatz (manche Skater nehmen sich einen Trick im Vorhinein vor, andere handeln das spontan ab) fällt, früher oder später, der Satz: „Hey, mag mich wer filmen?“ Üblicherweise erklärt sich dann jemand dazu bereit, meistens jene die nicht skaten, sondern im „Abhäng-Modus“ sind. Manchmal hat man auch das Glück, dass sich am Spot jemand befindet, der ausschließlich filmt und sich dann gerne zur Verfügung stellt: Damit wäre nämlich sicher gestellt, dass der Trick, welcher gefilmt wird auch nicht „versaut“ ist. Es kommt oft genug vor, dass, aufgrund mangelnder Erfahrung oder Konzentration, wichtige Einzeltricks oder *lines* „verfilmt“ sind, was natürlich zu Frustration führen kann.

Anschließend entscheidet man, meistens auch unter Beratung des Filmers, ob mit Fischaugen oder ohne (*longlance*) gefilmt wird. Filmt man eine *line*, so bedeutet das meistens für den Filmer, dass dieser nahe neben dem Skateboarder mitfahren muss. Zu diesem Zweck montiert man das Weitwinkelobjektiv auf die Kamera und gelangt damit „ganz nah zum Geschehen“. Ebenfalls wird das „Fischaugen“ oft bei der Überwindung von Hindernissen oder *gaps* verwendet, weil man dadurch die Effekte der Höhe und/oder Weite noch weiter steigern kann.

Möchte man den Spot in seiner „Ganzheit“ und „Unverfälschtheit“ in Szene setzen, so wird man sich für die *longlance*-Perspektive entscheiden, bei der man, außerdem mit Hilfe der „Zoom-Funktion“, kreativen Spielraum beim Filmen hat. Weiters wird oft *longlance* gefilmt, wenn man eine zweite Perspektive (*second angle*) auf den jeweiligen Trick haben möchte. Im Schnittprogramm am Computer ist es dann möglich, einen Trick, unter gleichzeitiger Verwendung von Weitwinkel-Material und *longlance*-Perspektive, zu arrangieren.

Ist ein Trick einmal „im Kasten“ (das kann mitunter sehr lange dauern, vgl. Ereignis # 10, S. 77-78) hält der Filmer, noch auf *Record* gedrückt haltend, seine Hand vor das Objektiv. Das hat den Sinn, dass man bei der Auswertung des Videomaterials am Computer beim „Durchspulen“ des Bandes (die *VX 1000* ist eine analoge Kamera) weiß, wann Stellen zum *capturen* (auf den Computer kopieren) kommen. Würde man auf derartige „Marker“

verzichten, müsste man das Material in Echtzeittempo durcharbeiten, was ein unglaublicher Zeitaufwand wäre.

Sieht man sich anschließend „seinen“ Trick an – und sieht damit sich selbst – so ist das ein Dokument hochgradiger Selbstverwirklichung und, im wahrsten Sinne des Wortes, sogar „Verkörperlichung“ dieses Selbst, weil das Subjekt der Darstellung keine Leinwand, Papier o. Ä. (wie etwa in der bildenden Kunst oder des Schreibens) ist, sondern der eigene Körper.

4. 4. 5. 2 Die Inszenierung

Das Skateboardfahren ist, neben der unmittelbaren urbanen Inszenierung, auch eine mediale. Skateboardvideos, und das damit transportierte Lebensgefühl bzw. die Praxis selbst, sind zwei ineinander verschränkte Phänomene, die einander inspirieren.

Gegenwärtig wird innerhalb der Wiener Skateboardszene das gefilmte Videomaterial zweierlei inszeniert:

1) Es werden kurze Videoclips (5-10 Min.) geschnitten, mit Musik unterlegt und ins Internet gestellt. Diese Videos kursieren vor allem auf *Facebook* und dienen der kurzen Unterhaltung, sowie als Repräsentationsmittel der Wiener Skateboardszene (siehe etwa *clips* der *blogs* „*passionateskateboarding.com*“ oder „*Frido Entertainment*“).

2) Der andere Zugang der Inszenierung ist das Produzieren von Skateboardvideos, welches zweifellos die zwar arbeitsaufwändigere, jedoch auch gehaltvollere Variante der Repräsentation ist. Die Videos sind üblicherweise ähnlich strukturiert, beginnen mit einem *Intro*, dann folgen die einzelnen *Parts* (wo jeder Skater ein paar Minuten lang zeigen kann, was er „drauf hat“), zwischendurch gibt es meistens einen *Friends-Part* (dort sind jene Leute vertreten, die man zwar aus der Szene kennt, jedoch nicht primär mit ihnen filmen geht) und schließlich ein *Outro*, wo, ähnlich wie im *Intro*, eher die Atmosphäre der Skateboardpraxis im Vordergrund steht, als einzelne Tricks (die ja sowieso in den *Parts* gezeigt werden). Aus diesem Grund werden nicht nur Tricks, also die „Performance“ gefilmt, sondern auch Szenen aus dem Skateboardalltag: Das gemeinsame „Abhängen“, „Chillen“, „Auszucken“, „Saufen“, etc. . Dadurch wird im Medium des Skateboardvideos vermittelt, dass, wie bereits erörtert, die Faszination des Skatens „mehr“ als nur aus Bewegungsakten besteht.

Die Videos werden meistens durchgehend von Musik begleitet. Die Musik und ihre „Dramaturgie“ lässt das Filmmaterial erst richtig „lebendig“ erscheinen. Es ist für Skater, welche einen eigenen *Part* in einem Video haben, oft sehr wichtig, sich „ihr *Part*lied“ selber auszusuchen. Das *Part*lied muss nämlich jene Assoziationen bei den Zuhörern/Zuhörerinnen wecken, die auch zum *Style* des Skaters passen (z. B. wäre es komisch, wenn ein Typ, der weite Hosen und Kappe trägt – sich also eher als „hip-hop-affine Person“ präsentiert, ein *Part*lied aus dem Heavy-Metal-Bereich wählen würde). Die Wahl des Lieds ist eine hochsensible Thematik, dessen Wichtigkeit wohl nur die Skateboarder selbst *wirklich* nachvollziehen können, während Außenstehende sich vielleicht denken würden: „Das ist doch vollkommen egal, was es da für ein Lied spielt!“

Das fertige Skateboardvideo wird auf DVD kopiert und innerhalb der Szene verkauft bzw. hergeschenkt. Auch in manchen Skateshops in Wien kann man die DVDs bekommen (sofern man Leute aus den Shops kennt und diese bittet, das Video dort aufzulegen). Meistens gibt es davor eine Videopremiere des Skateboardvideos in einem Wiener Lokal oder Club, die man selber organisiert. Dort sind die Protagonisten der Szene schließlich auch „real“ vereint und feiern gemeinsam das Projekt.

Bekannte Skateboardvideo-Projekte aus Wien:

- *Liberation* (1997) *Total Silence* (1999) und *Harvest* (2003)
- *Why 1-4* (ab 2001)
- *Strictly Business* (2008) und *Leftovers* (2011)
- *Reidig* (2011, das aktuelle Video unserer „Partie“) und *Manhood* (kommt im Winter 2013 heraus)
- *2. Frühling* (2012)

4. 4. 6 „Der Ausmach-Wahnsinn“ oder Das Organisieren einer Skateboard-Session

Ereignis # 18: „Der Ausmach-Wahnsinn“

Tobi und ich machen aus, dass wir im Weinviertel zu zweit eine Ripperei [Skate-Session] anreißen. Dann schaltet sich Daniel ein. Er will auch dabei sein. Dann erfahre ich zufällig per SMS, dass Phillip auch dabei ist und wir machen eine „Tour mit dem Tourbus“. Okay, vollendete Tatsachen also. Noch nie davon gehört. Unvermittelt am Vortag der Session schreibt mir Tobi, ob wir nicht nach Wien fahren wollen, weil Alex und Franky das vorgeschlagen hätten. Ich stimme zu, sage aber, dass ich nicht gerne zur Nordbrücke fahren wolle – nur damit schon mal mein Standpunkt klar ist.

Am Samstag, Tag des Skatens, SMS von Phillip, ob wir uns im Donaupark zum „warmup“ treffen. Da ich gerade aufgestanden bin, möchte ich noch abwarten. Als ich mit Tobi telefoniere, sagt er, dass ich mir keine Sorgen machen brauche, wir fahren eh nicht Nordbrücke. Also eigentlich wisse er noch gar nicht so genau, wohin wir jetzt fahren.

Dann rufe ich Daniel an. Er sagt, dass er vermutlich mit Alex zur Nordbrücke mit dem Auto mitfährt (sie wohnen in der Nähe von einander).

Angesichts dieser Unsicherheit bzw. Optionenvielfalt beschließe ich vorerst einmal nichts zu tun und mich überhaupt erst einmal zu duschen, Zähne zu putzen und anzuziehen. Ach – und Mittagessen wäre vor dem Skaten auch nicht schlecht.

Mein Mitbewohner Andi redet unterdessen auch schon davon, skaten zu gehen, nachdem er sich, offenbar zur Motivation, Skateboardvideos angeschaut hat. Da Andi ein Auto hat, beschließen wir einfach mit diesem zu fahren. Wir schnappen unser Skateboard, Kamera und Tool [kleines Universalwerkzeug für das Skateboard].

Wir steigen in das Auto ein, ich nehme das Telefon zur Hand und rufe Tobi an, um ihn nach dem aktuellen Standort der Partie [der Skate-Clique] zu fragen. Er sagt, wir fahren jetzt in die Großfeldsiedlung, wissen aber noch nicht, wo exakt der Spot ist. Andi reagiert erst einmal genervt von dieser Nachricht, wohl weil die Großfeldsiedlung genau am anderen Ende von Wien ist (vom 16. in den 22. Wr. Gemeindebezirk).

Unterwegs rufe ich noch einmal Tobi an, der vermutlich schon beim Spot sein müsste, um ihn zu fragen, wie der Spot denn sei, ob es sich überhaupt auszahle, dorthin zu fahren – um den, offenbar unter Stress stehenden, Andi zu beruhigen.

In der Großfeldsiedlung angekommen, suchen wir erst einmal ungefähr zehn Minuten lang die Leute. Der Spot befindet sich auf einem Spielfeld und besteht aus hölzernen Stangen, welche quer über den Platz angeordnet sind [genauere Diskussion dieses Skatespots, siehe Kap. 4.5.2, S. 122-128]. Es liegt noch etwas Schatten auf dem Platz (Ende Februar).

Dann Begrüßung der Leute (darunter zwei, die ich noch nie persönlich begrüßt habe). Ein Besen liegt bereit. Andi und Daniel fahren, aus mir unbekannten Gründen, einfach wieder weg. Martin und Phillip kommen. Es wird viel gefilmt. Die anwesenden Kinder sind fasziniert und feuern uns an. Einer benutzt sogar den Besen um uns zu helfen, den Platz sauber zu machen. Danach pushen [sich mit dem Skateboard fortbewegen] wir zum nächsten Spot in der Nähe. Zwei Kinder folgen uns ...

Aufzeichnung vom 25. 2. 2012

Man muss diese Dokumentation nicht bis ins letzte Detail verstanden haben um zu erfassen, um was es hier geht: Es ist ein wirklich chaotisches Unterfangen, dass eine Gruppe es schafft, sich zu organisieren und auf einen Spot zu einigen. Jedoch scheint dieses Unterfangen nicht maßlos chaotisch zu sein, denn immerhin ist man schließlich doch in der Lage einen allgemein anerkannten Konsens zu finden.

Die wesentlichen Punkte des Berichtes zusammenfassend, sah die Situation damals so aus:

Ursprünglich haben Tobi und ich uns überhaupt ausgemacht, dass wir in *Niederösterreich* skaten gehen. Dann heißt es plötzlich, ohne Absprache mit Tobi, dass wir eine *Tour mit seinem Bus* (in dem mehrere Leute Platz haben) machen. *Ort: unbekannt*. Dann weiß eine Zeit lang niemand, ob man sich bei der *Nordbrücke* trifft oder nicht (plötzlich wurde der *Standort der Session auf Wien verlegt*, nicht mehr Niederösterreich). Um überhaupt einmal „in die Gänge zu kommen“ steigen Andi, mein Mitbewohner, und ich in das Auto ein und fahren los. *Erst unterwegs* erfahren wir, wo jetzt der tatsächliche Treffpunkt ist.

Es gibt also, bei aller Unverbindlichkeit und temporärer Verwirrtheit, irgendwo einen Mechanismus, welcher bewirkt, dass ein Treffen statt findet. Meiner Ansicht nach, ist dieser Mechanismus kein im Hintergrund versteckter und komplexe Fäden ziehender, sondern viel trivialer als man vielleicht glauben mag: Man einigt sich schließlich auf eine Sache, wenn man ganz einfach „die Nase voll“ vom diskutieren hat. In diesem Zusammenhang möchte ich drei Phasen anführen, welche den Organisationsprozess konstituieren:

1) In dieser ersten Phase sind alle Protagonisten enthusiastisch und bringen ihre Ideen ein. Selten haben alle Skater die selbe Meinung darüber, welcher Spot nun geskatet werden soll. Dies ist die Phase des *Inputs*, welche durch Diffusität und Unzuverlässigkeit gekennzeichnet ist.

2) In der zweiten Phase gerät bereits etwas in Bewegung: Die ersten Skater „starten einmal los“ (sei es nun tatsächlich körperlich oder erst einstellungsmäßig), wobei schon eine gewisse *Richtung* klar ist (z. B. fahren wir nach Niederösterreich oder bleiben wir in Wien?).

3) Die dritte Phase ist nun die der *Formierung*. Hier beginnen die, anfänglich (in der Phase des *Inputs*) vehementen, Meinungsgeflechte, langsam aufzubrechen – zugunsten eines möglichst baldigen Stehens auf dem Skateboard. Hatten anfangs alle Protagonisten eine Präferenz, so ist es den meisten mittlerweile schon egal. Die „Gewinner“ sind dann schließlich diejenigen, welche gerade in dieser Phase der „Schwäche“ die richtigen Einwürfe darbringen oder ganz einfach „auf den Tisch hauen“ und sagen: „Dort fahren wir jetzt hin!“. Und ich bin mir sicher, dass dabei so gut wie alle Skater eine Art Erleichterung spüren, dass nun eine Person die Verantwortung übernommen hat. Denn eine Meinung kundtun – sei diese noch so nachdrücklich ausgeführt – und zu dieser Meinung schließlich stehen und, wie gesagt, die Verantwortung für diese zu übernehmen, sind zwei verschiedene Dinge. Üblicherweise sind die Leute, welche zu Schluss bestimmen jene, die entweder in der Hierarchie weiter oben stehen, oder ein Auto zur Verfügung haben bzw. im Besitz von Mittel sind, von denen alle anderen in einer gewissen Weise anhängig sind.

4. 4. 7 Konkurrenz, Hierarchie, Respekt

Wie bereits erwähnt (S. 76-77), sind die Leistungsmaßstäbe beim Skateboardfahren nicht nach objektiven Standards ausgerichtet. Das bedeutet jedoch nicht, dass es keine Konkurrenz zwischen Skateboardern gibt. Diese Konkurrenz wird jedoch nicht explizit und offen ausgehandelt (die Frage wäre dann auch, nach welchen Maßstäben diese ausgehandelt würde). Vielmehr gehen Skateboarder im Stillen mit Gefühlen der Konkurrenz um. Diese äußern sich dann, ebenso leise, als Impulse der Missgunst oder Schadenfreude (etwa wenn ein gewisser Skater einen Trick nicht steht oder stürzt). Offene Konkurrenz würde außerdem gar nicht zum Image des stereotypen Street-Skaters passen, welcher ja stets eine „gute“, „gemütliche/intensive“, „chillige“, etc. Session verbringen möchte. In diese „Aura der Positivität“ etwas mit Stress behaftetes und eher Negatives wie *Konkurrenz* zu thematisieren, wird deshalb vermieden.

Eine Ausnahme stellt das Spiel „L.O.S.E.R.“ dar, bei welchem relativ objektive Maßstäbe generiert werden und bei dem meistens tatsächlich „der Bessere gewinnt“: Zwei oder mehr Spieler/innen „knobeln“ (Schere-Stein-Papier) aus, wer anfängt. Es zeigt dann immer eine Person einen Trick im *flat* vor, den die übrigen Mitspieler/innen nachmachen müssen. Steht man den Trick nicht, bekommt man einen Buchstaben. Steht die vorzeigende Person den Trick seiner Wahl nicht, ist der/die Nächste an der Reihe. Das Spiel läuft so lange, bis alle Personen, außer eine, „*loser*“ sind.

Das Ergebnis dieses eigentlich eindeutigen „Konkurrenz-Spiels“, bei dem man Einen nach dem Anderen „rauswerfen“ muss, kann schließlich jede/r Skater/in für sich selbst interpretieren: Entweder man sieht das Spiel, und das damit einhergehende Ergebnis, als Selbstbestätigung der eigenen Fähigkeiten, bzw. als Übung der persönlichen Skateboard-*skills*, oder tatsächlich als gruppeninterne „Platzierung“ – Konsequenzen in Bezug auf den Respekt in der Gruppe gibt es, angesichts des jeweiligen Spielergebnisses, keine.

Wie sehen nun hierarchische Strukturen in meiner Gruppe aus? Meiner Erfahrung nach, gibt es eine Hierarchie, jedoch ist diese sehr flach (vgl. auch Stern, 2011, S. 140). Weiters befinden sich auf jeder „Hierarchie-Stufe“ oft mehrere Personen, welche „gleich viel“ zu sagen haben. Die Höhe der Stufe ist davon abhängig, wie lange man schon in der Gruppe verweilt, wie beliebt man ist und welche „Stimme“ sich die jeweilige Person selbst zugesteht. Dadurch ist es möglich, dass auch von Skatern, die neu in die Gruppe eingetreten sind, Vorschläge (etwa wohin die Gruppe skaten geht, wo und wann

Treffpunkte ausgemacht werden) wahrgenommen werden: Es ist also genug Raum vorhanden, damit sich eine Person entfalten und artikulieren kann. „Von oben niedergedrückt“ wird niemand.

Im Kreis der Wiener Skateboarder äußert sich ein hoher Status durch den Respekt, welchen diese Person genießt. Leistungen, die außerhalb der Skateboardszene, also z. B. im Beruflichen, erbracht werden, sind irrelevant. Einige Protagonisten der Wiener Szene gehen keiner regelmäßigen Arbeit nach, bzw. beziehen z. T. Arbeitslosengeld. Insofern können gerade diese Leute in der „zweiten Realität des Skateboardings“ Anerkennung erwerben. Falls man also vor hat ein „Chef“ zu werden, so seien folgende Ratschläge zu beachten. Dabei reicht es meistens schon aus, nur einen Punkt, der nun angeführten, zu befolgen:

- 1) Skate extrem gut bzw. gestalte dein Skateboardfahren so, damit jeder dich (wieder-) erkennt. Dieser Wiedererkennungswert wird durch einen kreativen und konsistenten *style* generiert.
- 2) Hänge mit den „richtigen“ Leuten ab. Damit sind jene gemeint, die gerade an Projekten arbeiten und über die allgemein geredet wird.
- 3) Besitze eine Videokamera und sei ein/e begnadete/r Filmer/in. Eine Kamera fungiert wie ein Magnet. Publiziere das Material im Internet und engagiere dich für die Szene.
- 4) Sei ein freundlicher und umgänglicher Mensch. Eine humorvolle und exzentrische Ader kann außerdem von Vorteil sein.

Wie äußert sich nun ein hoher Status? Da ein hoher Status in der Szene, wie gesagt, eher auf dem Attribut „Respekt“ basiert, dieser Respekt jedoch nie „benutzt“ wird, um Macht auszuüben (Macht wird nicht „von oben herab“ realisiert, sondern entfaltet sich implizit durch das Umfeld) ist es viel mehr so, dass Protagonisten der Szene freiwillig Handlungen setzen, um die jeweilige Person in irgendeiner Weise zu unterstützen (wie z. B. Filmen, Fotografieren, Treffen arrangieren, über die Person mit anderen Leuten reden, auf sozialen Plattformen im Internet Videoclips verbreiten helfen, etc.). Wichtig dabei ist zu sagen, dass jedes Mal, wenn man mit „geachteten Personen“ zu tun hat, man auch selber seinen eigenen Ruf weiter verbessern kann. Insofern ist es für beide Seiten eine „win-win-Situation“.

4. 5 Spots & Trips

4. 5. 1 Skateboardfahren, Skatespots und das Wetter

Diverse Ereignisse # 19:

Da wir in Wien und Umgebung wohnen, verfügen wir über ein unglaubliches Reservoir an Spots. Zu 70 Prozent ist im letzten Jahr DIE NORDBRÜCKE der erste Anlaufpunkt für uns. In Floridsdorf gelegen, zwar mit der U-Bahn mühevoll erreichbar aber mit dem Auto ein Kinderspiel über den Gürtel.

Simon, 16-19

Da ich aber kein eigenes Auto habe bleibt mir meistens nichts anderes übrig als die Kopfhörer aufzusetzen und durch die City zum Spot zu pushen.

Phillip, 12-14

Wir bewegen uns immer weiter in die Innenstadt hinein und grasen die diversen Spots am Ring ab.

Mike, 26-27

So geht das den ganzen tag, tag ein tag aus solange kein schnee liegt oder es nicht regnet (und meistens sogar dann).

Max, 40-41

Es braucht nicht viel um einen guten Tag zu haben wenn man skatet. Ein paar Freunde, halbwegs gutes Wetter und einen Spot.

Mike, 32-33

Das Skateboarden ist eine Bewegungsform, dessen praktische Vorteile vor allem im Nicht-Vorhandensein reglementierter „Übungszeiten“ liegen. Da es jedoch hauptsächlich im Freien bzw. unter freiem Himmel ausgeübt wird, besteht bis dato kaum ein Rückzugsraum

bei Schlechtwetter, den es, und hier findet man die Schattenseite des „Uninstitutionalisierten“, womöglich schon geben würde, wenn die Skateboardkultur in Österreich traditionell verankert wäre bzw. es stabile Vereinsstrukturen gäbe. Natürlich gibt es auch Skateboardhallen, welche bereits quer über Österreich verteilt sind. Interessanterweise findet sich vor allem im westlichen Österreich ein reichhaltiges Angebot an Skaterhallen (welche meistens auch für andere Sportarten wie BMX, Scooter-Fahren und Rollerbladen offen sind). Nach dem Schließen der beliebten Skatehalle in Wien, dem Skatelab, anno 2004, wurde die Situation für Skateboarder/innen, vor allem im Winter, immer schwieriger und man ist dadurch gezwungen, auf andere Landeshauptstädte auszuweichen, was Zeit und Kraft kostet.

Im Raum Wien gibt es momentan nur eine öffentliche Halle im 23. Bezirk (initiiert vom ehemaligen Profi-Skateboarder Roman Hackl), welche zwar ein gutes Angebot an *obstacles* bereit stellt, aber, angesichts der großen Skateboardszene in Wien, zu klein ist. Wenn dann noch eine Horde von Kindern mit Microscootern die Halle stürmt, ist es nur eine Frage der Zeit, bis die ersten Kollisionen passieren. Ein detailliertes Interview zu diesem, emotional durchaus aufgeladenen Thema (immerhin ist Wien die Bundeshauptstadt), ist auf www.sk8.at nachzulesen, in dem Hackl die derzeitige Problematik diskutiert.

Momentan wird also, vor allem in der kalten Jahreszeit, großes Durchhaltevermögen von den Wiener Skatern verlangt – insbesondere von jenen, welche die Halle verweigern. Das wiederum führt dazu, dass man befreundete Skater monatelang nicht antrifft, weil der Sport die prominenteste Gemeinsamkeit darstellt. Erst im Frühjahr erwachen alle Skateboarder wieder aus ihrem „Winterschlaf“ und gesellen sich in der Stadt zueinander. Insofern bedingt das Wetter nicht nur die Skateboardpraxis selbst, sondern hat auch Einfluss auf Häufigkeit und Intensität der Bekanntschaften innerhalb der Szene.

4. 5. 1. 1 Winter

Wie sieht also das Skateboardfahren in Wien im Winter aus? Entweder man besucht, wie gesagt, die *Skatearea* im 23. Bezirk und geht damit eher einen Kompromiss ein, oder man geht draußen, im Freien skaten. Davon ausgehend, dass es Temperaturen um den Gefrierpunkt hat, kostet es Überwindung sich hinaus auf die Straße zu begeben. Abhängig von der jeweiligen Persönlichkeit, Motivation, Mobilität und Kälteresistenz gibt es genug

Skateboarder in Wien, die sich dennoch in die Kälte wagen. Der Preis dafür ist, meiner Erfahrung nach, hoch:

Allem voran ist es nicht möglich, einfach in der Stadt von A nach B zu *cruisen*. Grund dafür ist der Schotter, welcher die Gehsteige und Straßen sicherer machen soll und überall in ganz Wien verteilt ist. Ein, das Street-Skateboarden wesentlich konstituierender, Faktor, fällt dadurch weg (vgl. auch den Begriff des *derivé*, des Umherschweifens und Flanierens in Peters, 2011, S. 152). Das führt dazu, dass sich das Skaten auf bestimmte Brennpunkte beschränken muss, an denen es weder gestreut, noch nass und beschneit ist. Dabei sind relativ weite Anfahrtswege in Kauf zu nehmen, die am besten mit dem Auto bestritten werden: In den letzten 2-3 Jahren leistete der Skatepark unter der Nordbrücke (gestaltet vom Skateboarder und Skatepark-Designer Darko Stevanovic), welcher sich im Design stark nach *Street-obstacles* orientiert – direkt bei der Shopping City Nord befindlich – den Wiener Skateboardern gute Dienste und avancierte zum beliebtesten Treffpunkt und „Trainingsort“ der Stadt, neben dem berühmten Donauinsel-Spot (U1-Donauinsel). Diese beiden Orte haben gemeinsam, dass sie überdacht und dadurch einigermaßen witterungsbeständig sind, sowie moderaten Schutz gegen unangenehmes Wetter bieten.

Ein weiterer Belastungsfaktor im Winter, neben dem Verhaftet-Sein auf bestimmte Skatespots, ist körperlicher Natur: Aufgrund der Kälte dauert es lange, bis sich der Körper aufgewärmt hat, man fühlt sich steif und Stürze auf harten Untergrund empfindet man schmerzhafter als sonst. Aufgrund der Tatsache, dass der Körper beim Skateboarden keine durchgehende Langzeitbelastung erfährt (wie z. B. beim Joggen oder Radfahren), sondern zwischendurch immer wieder Stehzeiten und – mehr oder weniger lange – Ruhepausen abgehalten werden, steigt das Risiko einer Erkältung. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist in der Kälte vermindert, der Körper steht unter Stress – Skateboardfahren im Winter ist hart. So gelten auch Leute, die regelmäßig im Winter skaten gehen als „harte Typen“.

4. 5. 1. 2 Frühling

Der Frühling in Wien ist wunderbar zum Skateboardfahren. Temperaturen um die 20°C laden zum *herumcruisen* und Sich-Zeigen ein. Ganz nach dem Motto: „Wir sind wieder da!“ Im Frühling blüht die Szene wieder auf, alte Bekanntschaften werden aufgefrischt und regelmäßiger gepflegt. Die Häufigkeit der Skate-Sessions nimmt zu, die Stadt wieder mehr erschlossen, die Treffpunkte erneut unter freiem Himmel verlagert. Ich habe den Eindruck,

dass es seit Beginn der warmen Saison in diesem Jahr (2013), einen „neuen“ Hotspot in Wien gibt, und zwar den Heldenplatz bzw. das Gelände der Hofburg. Dieser war stets ein beliebter Ort für die Skater, immer öfter höre ich jedoch, dass dieser als Haupt-Treffpunkt genannt wird. Es bleibt abzuwarten und zu beobachten, ob sich dieser Spot als Brennpunkt festigen kann (so wie normalerweise die Donauinsel), oder ob es nur ein vorübergehender *hype* ist. Pragmatisch betrachtet, hat dieser Ort gute Voraussetzungen: Es ist viel Platz vorhanden und die Erreichbarkeit ist, aufgrund der Zentrumsnähe, unkompliziert. Außerdem ist es ein belebter Ort, an dem viele Menschen verweilen, mit denen man entweder in Interaktion treten, oder auch nur beobachten kann. Für den einen oder anderen Flirt ist der Heldenplatz zudem auch gut geeignet.

4. 5. 1. 3 Sommer

Skateboardfahren im Sommer wird zumeist mit gemischten Gefühlen begegnet: Die Vorteile daran sind, dass es lange hell ist, die Zeiten zum Skateboardfahren also nach „hinten“ verschoben werden können und gelegentlich auch Sessions in der Nacht statt finden. Die weiteren positiven Charakteristika ähneln jenen des Frühlings. Nachteil ist definitiv die große Hitze im Wiener Sommer. Um die Mittagszeit an einem unbeschatteten Ort wird zur Tortur, welche meistens nur mit nacktem Oberkörper zu bewältigen ist. Im Sommer ist deshalb auch, zu recht, der Spot auf der Donauinsel, Treffpunkt des Vertrauens. Dort ist es überdacht (durch die Reichsbrücke) und die unmittelbare Nähe der Donau ermöglicht schnelle Abkühlung. Hier zeigt sich jeden Sommer erneut, dass Street-Skaten nicht nur aus permanenter Aktivität und Bewegungspraxis besteht: Dort wird jede Menge Bier getrunken, geraucht, Fußball gespielt, im Gras herumgelegen – *gechillt* – und geplaudert. Manchmal möchte man fast meinen, dass das Skateboardfahren eher eine Begleiterscheinung des *Chillens* ist, nicht umgekehrt.

4. 5. 1. 4 Herbst

Der Spätsommer/Herbst ist, meiner Erfahrung nach, gemeinsam mit dem Frühling, die intensivste Zeit des Skateboardfahrens. Die Temperaturen werden wieder gemäßigter (15-20°C) – außerdem ist man zu dieser Zeit häufig in sehr guter Form, weil man schon einen Großteil des Jahres mit regelmäßigem Skateboardfahren verbracht hat. Bis also die ersten

Blätter fallen, Temperaturstürze eintreten und der Streu die Straße verdirbt, sollte man diese Zeit produktiv nutzen.

4. 5. 1. 5 Skatespots in Wien

Abschließend möchte ich hier eine Karte von Wien präsentieren, auf der ich Skatespots eingezeichnet habe. Ich erhebe dabei absolut keinen Anspruch auf Vollständigkeit – es gibt noch weitaus mehr Orte an denen geskatet wird, wenn man außerdem bedenkt, dass sich die Gestalt einer Stadt stets wandelt – die im Folgenden angeführten erachte ich dennoch als zentral, weil sie erstens im Rahmen der Diplomarbeit immer wieder genannt werden und zweitens, schlicht und ergreifend, die zur Zeit beliebtesten und bekanntesten sind:

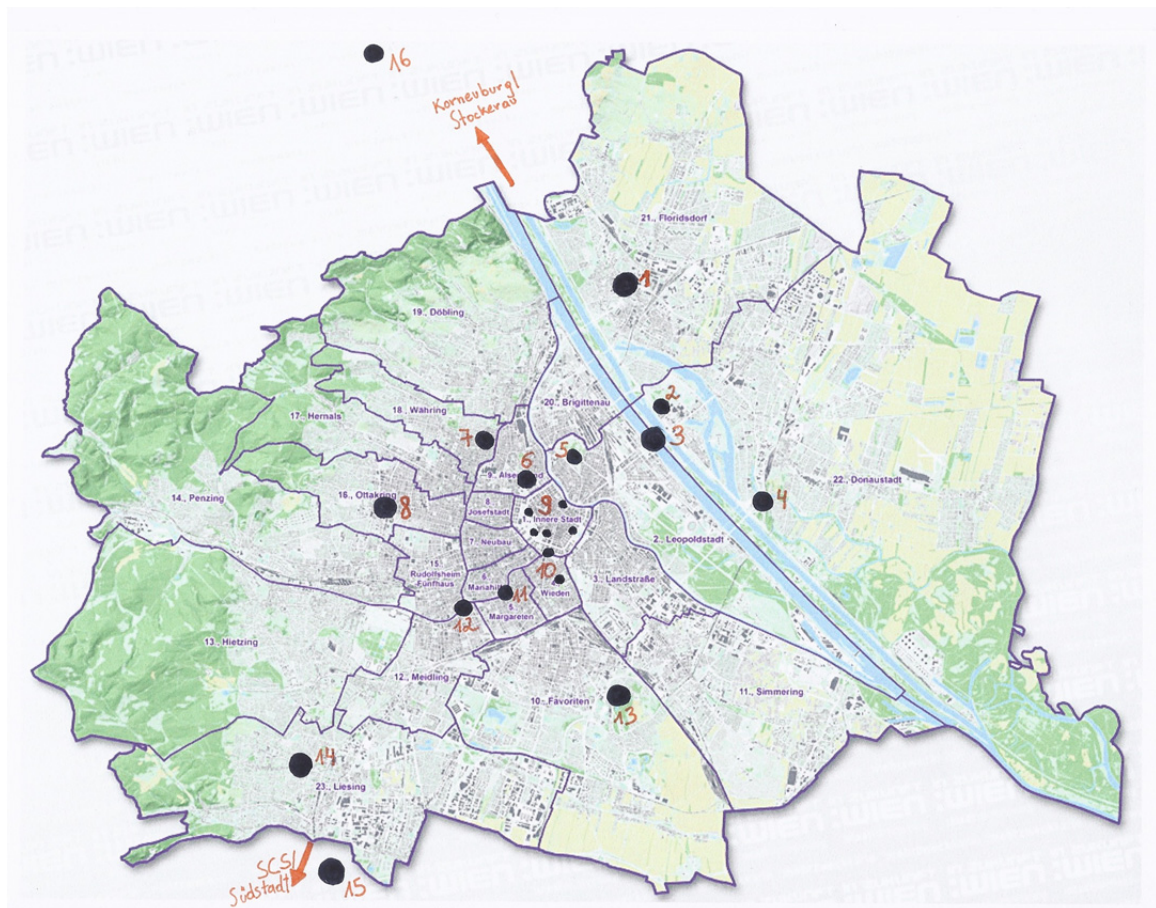


Abb. 26: Spot-Karte Wien

1) „Nordbrücke“ (Skatepark)

Rahmenbedingungen: überdacht; regengeschützt; zentrumsfern, jedoch gute Erreichbarkeit mit dem Auto über die A22; Supermarkt in unmittelbarer Nähe (SCN)

Angebot: weitläufiges, gutes *flat*; *curbs* (Betonbänke); ein *coffin break* (sarg-ähnliche „Schanze“); ein rundes *flatrail* (Eisenstange, die am Boden verankert ist); *manual table* (ein einfacher Betonquader mit Option zum *grinden*); *parking block* (eine etwa 30 cm Hohe Betonbarriere – analog zu Abgrenzungsböcken auf Parkplätzen); eine *wall* (ein diagonal „halbierter“ Betonblock, sodass eine Seite davon schräg ist)

An diesem Ort gibt es keine Rampen o. ä. , wie in herkömmlichen Skateparks – fast alle *obstacles* sind Vorbildern auf der Strasse nachempfunden.

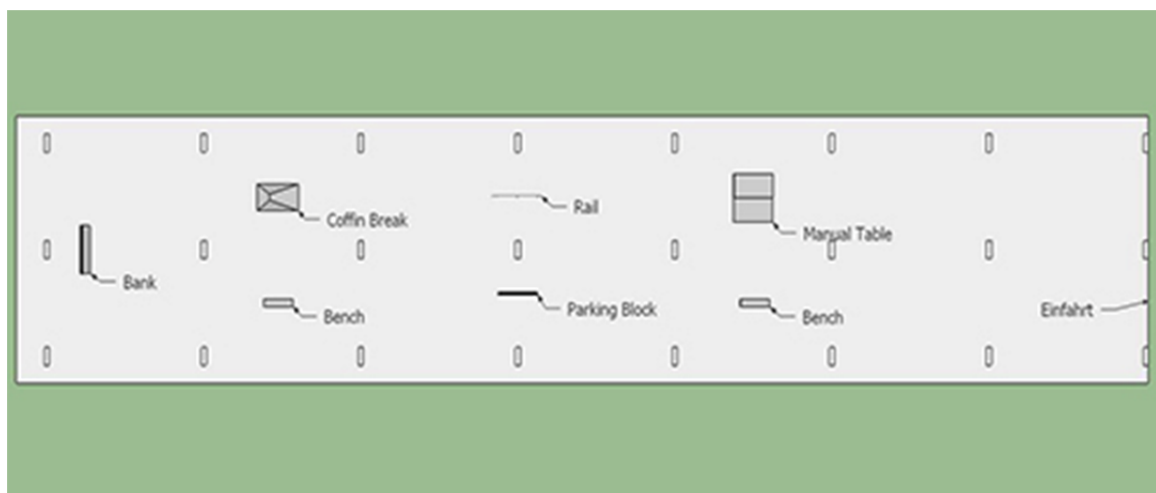


Abb. 27: Skatepark Nordbrücke, Ansicht von oben

2) „Donaupark“ (Skatepark)

Rahmenbedingungen: gelegen inmitten des Donauparks beim Donauturm; Bäume spenden Schatten; etwas umständlicher; öffentlicher Anfahrtsweg (zuerst U1-Kaisermühlen und dann zu Fuß durch die *Donaucity*- bzw. Park)

Angebot: Holz-*obstacles*, die viele Nutzungs- und Kombinationsmöglichkeiten bieten; nahezu alles vorhanden, was es an *obstacles* gibt, außer *flatrail* und *miniramp*;



Abb. 28: „Donaupark“

3) „Donauinsel“

Rahmenbedingungen: überdacht (durch die Reichsbrücke); regengeschützt; gute öffentliche (U1-Donauinsel) und private Erreichbarkeit; beleuchtet; keine Einkaufsmöglichkeiten, jedoch Wasserbrunnen vorhanden

Angebot: weitläufiges und sehr gutes, hartes *flat* (die Beschaffenheit des Betons hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Boardverhalten beim *poppen* bzw. wegspringen); viele *curbs* in unterschiedlichen Höhen (jedoch bereits ziemlich kaputt), Stufen; Schrägen; *gaps* (engl. „Lücke“/„Spalt“); ein massives *double set* (Stufen-Fläche-Stufen)



Abb. 29: „Donauinsel“

4) D.I.Y. – Spot Donaustadt

Rahmenbedingungen: von Leuten aus der Skateszene selbst gebaut („do it yourself“); in der Nähe der Donaustadtbrücke

Angebot: raue Betonlandschaft mit präparierten Betonabsperungen; *pole jam* (schräge, aus dem Boden herausstehende Stange, ähnlich einem umgeknickten Begrenzungspfeiler); *rainbow rail* (bogenförmige Stange – „Regenbogenform“); Fotos, siehe Kapitel 4. 1. 4, S. 49)

5) *curbs* beim Augarten

Rahmenbedingungen: gute öffentliche Erreichbarkeit (U2-Taborstrasse); Einkaufsmöglichkeit; der Spot ist an einem Radweg – viele Fußgänger/innen und Radfahrer/innen; rauer Boden

Angebot: 2 lange, sehr gute, noch neue Beton*curbs*

6) „AKH-gap“

Rahmenbedingungen: im Gelände des alten AKH befindlich; zentral gelegen, sehr gute Erreichbarkeit; Einkaufsmöglichkeit; ruhiger und ungeschäftiger Spot

Angebot: schönes und auch für Anfänger/innen interessantes *gap*; mehr weit als hoch; sehr „videogen“; direkt neben dem *gap* befindet sich eine Wand für *wallrides*



Abb. 30: „AKH-gap“

7) Währinger-Park

Rahmenbedingungen: Street-Spot, direkt im Währingerpark gelegen, unmittelbar beim Zentrum für Translationswissenschaft

Angebot: Ein Stufen-set (6er) mit beidseitig befahrbaren, geraden *ledges* zum *grinden* und *sliden*; danach noch ein zweites 6er-Stufen-set; gutes *flat* und darüber hinaus gemütlicher Ort zum *Chillen*



Abb. 31: „Währinger Park“

8) Schuhmeierplatz

Rahmenbedingungen: teilweise stressiger Spot, aufgrund vieler Radfahrer/innen, Fußgänger/innen und spielender Kinder; neben der Straße gelegen; des Öfteren behindern Leute den Spot; Einkaufsmöglichkeit vorhanden; sehr gut öffentlich zu erreichen

Angebot: eine ca. 3 m lange Holzbank, die über unpräparierten, erdigen Boden reicht – d. h. man muss die Bank komplett *durchsliden/grinden*; im hinteren Teil des Platzes gibt es weiters *curbs* und mehrere *flatgaps* (mit Erde beschichtete Quadrate im Boden)

9) Spots in der inneren Stadt

Entlang der inneren und äußeren Ringstrasse findet sich eine Vielzahl bekannter Skatespots:

- Heldenplatz (Stufen, *curbs*, *gaps*, *manual table*)
- Burggarten (11 Stufen)
- Museumsquartier (*curbs*)
- Rathaus (14 Stufen)
- Coch-Platz (3er/4er-Stufen)
- Karlsplatz (*curbs*, *transitions*, *gaps*, *manual tables*, *rails*, ...)
- Börse (2 Marmorbänke)
- Votivkirche (*curbs*, *gap*)
- Spots entlang des Wienflusses (in der Nähe des Clubs „Flex“) – z. Z. sehr beliebt
- Spots im Flussbett des Wienflusses (wenn dieser wenig Wasser führt bzw. im Bereich Stadtpark bis Hütteldorf)



Abb. 32: Filmen in der Karlsplatz-Passage

10) „Belvederegarten-bank“

Rahmenbedingungen: direkt im Garten des Belvedere; viele Fußgänger/innen bzw. Touristen/Touristinnen

Angebot: anspruchsvolle *bank* (engl. „Damm“/„Böschung“) bei der man am Schluss noch rauen Boden überwinden muss



Abb. 33: „Belvedere-bank“

11) „Naschmarkt“

Rahmenbedingungen: am Gelände des Naschmarkt bzw. bei der U4-Station Kettenbrückengasse gelegen; sehr gute Erreichbarkeit;

Angebot: viele verschiedene Spots und Variationsmöglichkeiten; die bekanntesten sind Stufen (2 mal 7 hintereinander) und eine *pump* (eine Art Schanze), bei der man einen Schranken überwinden muss; außerdem gibt es noch ein *handrail* in der Nähe

12) „Längenfeldgasse“

Rahmenbedingungen: direkt bei der Berufsschule auf der Längenfeldgasse; Einkaufsmöglichkeit; gute öffentliche Erreichbarkeit

Angebot: *flatgaps*; *curbs*; ein hohes *rail* (Radständer)



Abb. 34 und 35: Spot Längenfeldgasse

13) „Oberlaa“

Rahmenbedingungen: im Erholungsgebiet Oberlaa gelegen, gleich in der Nähe des Sees; langwierige, öffentliche Anfahrt (am besten mit dem Auto hinfahren); üblicherweise ist es dort an warmen Tagen etwas überfüllt (viele „Scooter-Kids“)

Angebot: großer, wellenförmiger Betonpark; *flatrail*; auf der anderen Seite des Sees gibt es, über das Wasser reichende, *Betonbanks*



Abb. 36 und 37: Skatepark und banks in Oberlaa

14) Skatearea 23 und „Liesing-banks“

Rahmenbedingungen: weite, öffentliche Anfahrt; am besten mit dem Auto zu erreichen;
keine Einkaufsmöglichkeiten

Angebot: die bereits angesprochene Skatehalle, Skatearea 23; in der Nähe der Halle befindet sich außerdem ein weitläufiger *bank*-spot



Abb. 38 und 39: Skatearea 23 und die banks

15) „Merkur Vösendorf“

Rahmenbedingungen: langer Anfahrtsweg von Wien; gleich in der Nähe der „Badnerbahn“; optimal am Sonntag, wenn die Geschäfte geschlossen haben; überdacht

Angebot: sehr gute, relativ hohe *curbs*; ein *gap-curb* (ähnlich wie am Schuhmeierplatz);
Laderampen-gap hinter dem Gebäude



Abb. 40: *gap-curb* in Vösendorf

16) „Pool-Korneuburg“

Rahmenbedingungen: direkt bei der Autobahn gelegen; Erreichbarkeit nur via Auto; kein Schatten; nicht offen zugänglich, umzäunt; man ist dort ungestört, keine anderen Leute

Angebot: 2 Pools (eigentlich Wasserauffangbecken), ein großer und ein kleiner; der große ist meistens schmutzig; die Pools enthalten *banks*, *gaps*, uvm. – je nach Kreativität und Können



Abb. 41 und 42: großer und kleiner Pool

4. 5. 1. 6 Zusammenfassung

In diesem Kapitel war es ein Anliegen, die Konsequenzen der unterschiedlichen Jahreszeiten (und der damit verbundenen Wetterverhältnisse) auf die Skateboardpraxis aufzuzeigen, sowie auch der damit einhergehende Einfluss auf die Qualität der Pflege von Bekanntschaften innerhalb der Szene.

Des Weiteren wurde dieser Anlass dazu verwendet, um einen praktischen Überblick über das reichhaltige „Spot-Angebot“ in Wien zu geben, damit der/die Leser/in sich selbst ein Bild von den Orten machen kann, an denen „abgehangen“ wird.

Insofern kann dieses Kapitel auch als praktische Einleitung für das folgende begriffen werden, in dem der Aspekt der Räumlichkeit nämlich noch differenzierter in den Fokus rücken wird.

4. 5. 2 „next spot!“ – Aneignung des Raumes mit dem Skateboard

Dieses Kapitel widmet sich einem fundamentalen Aspekt, welcher das Skateboardfahren prägt, bzw. wird dieser Aspekt gleichzeitig vom Skateboardfahren bedingt: Dem Raum, mit entsprechenden urban-architektonischen Elementen, der den Skateboarder/innen die „Hardware“ für ihren individuellen Ausdruck zur Verfügung stellt. Ein ausgezeichnetes Werk zu diesem Thema stammt von Iain Borden (2001), *Skateboarding, Space and the City – Architecture and the Body*, welcher, während seiner Ausführungen, immer neuere Perspektiven innerhalb der Beziehung Skateboarder/in – Raum entdeckt und ihn schließlich, obwohl sich die Arbeit ursprünglich – wie ihr Titel verlautbart – auf Raum und Architektur bezieht, zu Fragen der (Gruppen-)Identität (vgl. S. 139-150) führt.

Des Weiteren ist der Aspekt der Räumlichkeit in der kunst- und fotografie-affinen Skateboardszene (Peters, 2011, S. 150) ein gerne behandelter (man betrachte z. B. den Fotobeitrag im Skateboardmagazin *Place*, Ausgabe 39, 2013, von Moritz Zeller).

Insofern ist dieses Kapitel unausweichlich, wenn man sich mit dem Skateboardfahren – auf jeglicher Ebene, sei es nun trivial oder wissenschaftlich – auseinandersetzen möchte.

An Hand eines konkreten Beispiels, nämlich einer Skatesession in der Großfeldsiedlung im 21. Wiener Gemeindebezirk, soll nun die Erschließung und Nutzung des Raumes durch die Skateboardfahrer demonstriert werden.

Schauplatz der Session:

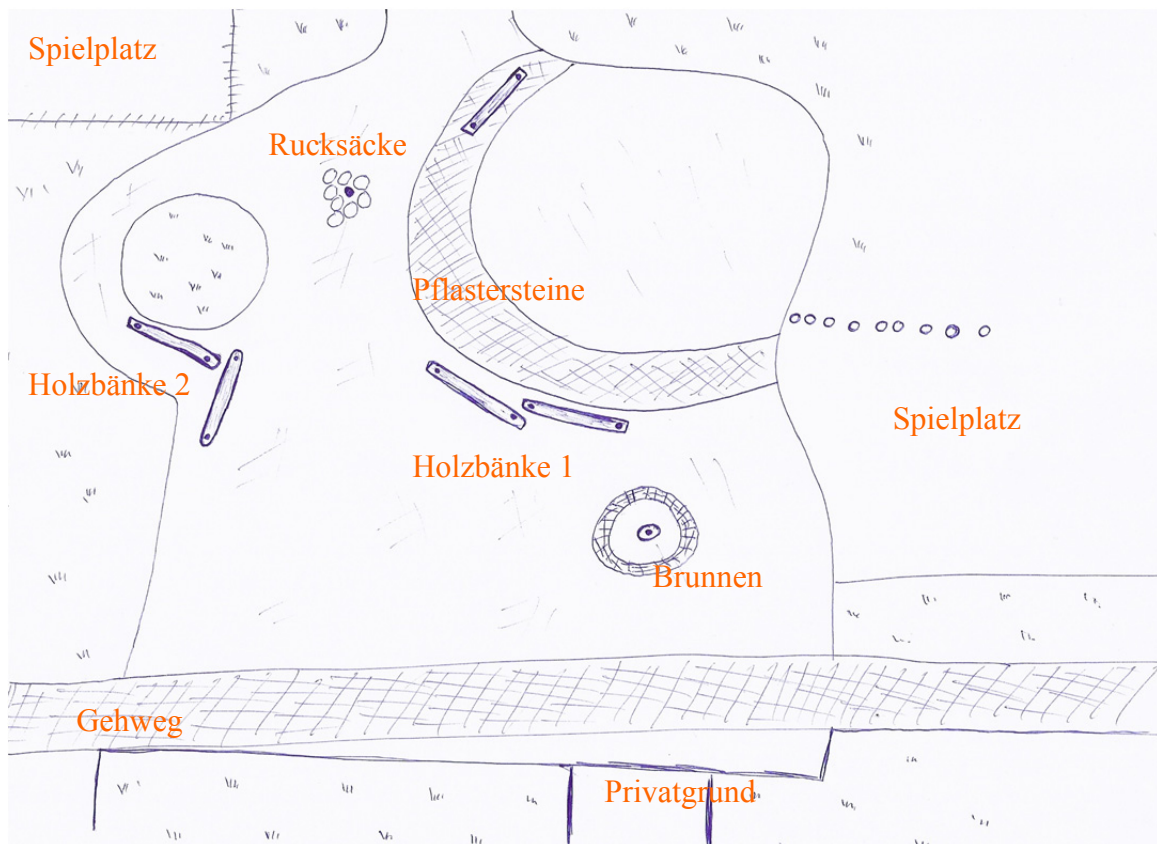


Abb. 43: Skizze des Spot, 21. Bezirk

Vor unserer Ankunft fanden sich noch keinerlei Nutzungsspuren durch Skateboarder, d. h. wir hatten das Privileg und die Aufgabe, unsere eigenen „Pfade“ durch Ausprobieren zu beschreiten bzw. die Umgebung aktiv zu gestalten. Das vorliegende Beispiel gewährleistet dadurch eine gewisse Neutralität in der Herangehensweise, was – etwa bei sehr bekannten und viel genutzten Spots – nicht der Fall wäre.

Phase 1: Durch Mundpropaganda erfährt die Gruppe, dass auf einem Spielplatz in der Großfeldsiedlung ein potentieller Spot gebaut wurde. Dabei sprechen wir selbstverständlich nicht von einem Skatepark, sondern einem Platz, der vor allem als Erholungsort der Anrainer dient. Wir machen uns per Auto bzw. U-Bahn auf den Weg in den 21. Bezirk. Der Erfolg ist zu diesem Zeitpunkt ungewiss.



Abb. 44 und 45: Eingang zum Park in der Großfeldsiedlung

Phase 2: Dort angekommen, wird erst einmal das „Lager“ aufgeschlagen, sprich Rucksäcke und sonstige Wertgegenstände werden sichtbar (um eine Straßenlaterne herum, relativ zentral am Platz gelegen – siehe Skizze oben) platziert, um keine Diebstähle zu riskieren.

Phase 3: Während wir uns locker aufwärmen und den Platz in seiner Weite mit dem Skateboard erschließen, sehen wir uns genau an, welche Optionen wir hier haben.



Abb. 46 und 47: Blick auf die Gesamtheit des Spots

Phase 4: Dem geschulten Skateboarder-Auge fallen dabei sofort die, aus Holzstämmen gebauten, Bänke/Barrieren auf, welche eine optimale Höhe und Länge für diverse *slides* und *grinds* besitzen. Diese Gegenstände (Holzbänke 1 und 2) sind anfangs die auffälligsten und vielversprechendsten *obstacles* und bilden somit ein Kernelement der Skateboard-bezogenen Nutzungsstruktur.



Abb. 48 und 49: näherer Blick auf die obstacles

Phase 5:

Schließlich springt einer von uns das erste Mal auf die Bank, merkt jedoch, dass es nicht rutscht, da sein Board regelrecht am Holz kleben bleibt. Zum Glück haben wir Wachs (herkömmliches Kerzenwachs) mit eingepackt, welches sofort auf die gewünschte Stelle aufgetragen wird – der *frontside boardslide* (ein Standardtrick, den man unter anderem gerne zu Testzwecken ausführt) wird von *Franky* schnell gestanden.



Abb. 50: *frontside boardslide* auf der Holzbank

Phase 6: Danach probieren auch die übrigen Skater Tricks auf der Holzbank. Der Startpunkt, die Fahrtrichtung, Geschwindigkeit, sowie der Punkt des Absprungs auf das *obstacle* ist dabei von Subjekt zu Subjekt unterschiedlich – je nach gewünschtem Trick und individuellem Können. *Patrick* zum Beispiel, versucht einen *bluntslide transfer*, sprich, er muss von der anderen Seite anfahren und den Stamm von dort aus anspringen, sich währenddessen aber auch noch mit den dort befindlichen Pflastersteinen, welche das Rollen unangenehm machen, auseinandersetzen. Natürlich nimmt er das, aufgrund des hohen Stylefaktors und Schwierigkeitsgrades, gerne in Kauf.

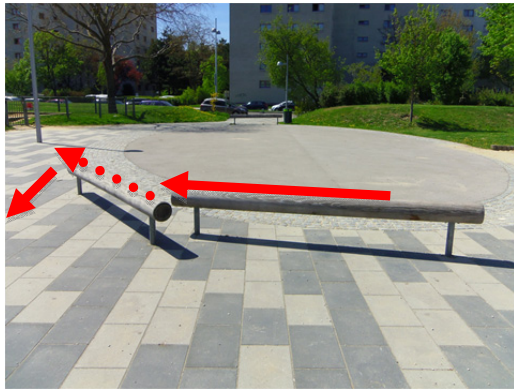


Abb. 51: *alternative Anfahrt und slide (gepunkteter Pfeil) auf der Bank*



Abb. 52: *Pflasterstein-Boden*

Phase 7: Die übrigen Skateboarder schließen sich ihren zwei Vorgängern an und beginnen immer wieder ihre persönlichen Tricks auf der Bank zu versuchen. Dabei starten alle am Rand des Platzes, kreuzen diesen, springen auf das *obstacle* und gehen wieder zum „Startpunkt“ zurück. Dabei entstehen Wartezeiten. Während des Wartens stehen einige Skater in einer Einfahrt zu einem Grundstück (siehe unterer Rand der Karte, Abb. 43). Es kommt dabei zu einem Konflikt mit der dort ansässigen Pensionistin, welche uns mit der Polizei droht falls wir vorhaben, weiterhin in der Einfahrt zu stehen – obwohl bis dahin keinerlei Provokation von unserer Seite erfolgt ist und auch kein Schaden durch uns verursacht wurde. Murrend nehmen wir die, uns wohl bekannte, ablehnende Haltung zu Kenntnis und treten einen Schritt zur Seite, einer der Skateboardfahrer springt noch kurz provokant auf den Einfahrtsstreifen bevor er sich ebenfalls auf den, der öffentlichen Nutzbarkeit vorbehaltenen, Grund zurückbegibt.

Abgesehen von dieser Situation kommt es zu keinen Konflikten in Bezug auf die Raumnutzung. Die, ohnehin wenigen, Kinder und Familien, welche den Park besuchen, scheinen nicht durch uns gestört zu sein und nehmen sich ihren Raum abseits unserer Pfade. Ein Junge kommt sogar zu uns und hilft dabei, Schotter vom Boden wegzukehren, stellt sich also sozusagen in unseren Dienst.



Abb. 53 und 54: *Einfahrt eines Privatgrundes als Kollisionsgrund mit einem Anrainer*

Phase 8: Die Situation beginnt nun, komplexer zu werden. Nachdem die Holzbank allein als Zentrum des Interesses ausgedient hat, beginnen wir nach neuen Möglichkeiten zu suchen und lenken unsere Aufmerksamkeit auf die, am Rand des Platzes befindlichen, Bänke (siehe Abb. 43, Holzbänke 2). Es besteht dabei wiederum die Möglichkeit des *slidens* und *grindens*. Darüber hinaus, ladet eine der Bänke dazu ein, diese zu überwinden. Erste Versuche folgen. Außerdem macht plötzlich einer der Skateboarder einen *ollie* über eine Holzbank und überwindet dabei noch den gepflasterten Streifen. Dynamik und Motivation innerhalb der Session steigen. Die Videokamera wird bereit gemacht.



Abb. 55 und 56: Überwindung von Hindernissen als Spielart räumlicher Aneignungsformen

Phase

9: Diese Phase ist durch die Kombination einzelner Trickelemente gekennzeichnet. Es wird nun versucht, mehrere Tricks auf jeweils unterschiedlichen *obstacles* zu kombinieren. Dieser Vorgang wird als *line* bezeichnet. Hier besteht für die Skateboardfahrer der größte kreative Entfaltungsraum, weil nicht der Einzeltrick im Vordergrund steht, sondern einzelne Bewegungshandlungen, welche, je nach persönlichen Vorlieben und individuellem Können, zu einem Ganzen zusammengefügt werden. An dieser Stelle kommt die Videokamera zum Einsatz. *Lines* und hie und da ein Einzeltrick werden gefilmt. Zwischendurch kehrt man immer wieder zum „Rucksack-Lager“ zurück um zu pausieren oder sich zu erfrischen – Der Platz wurde durch uns in den vorausgegangenen zwei Stunden einer neuen Bestimmung zugeführt.

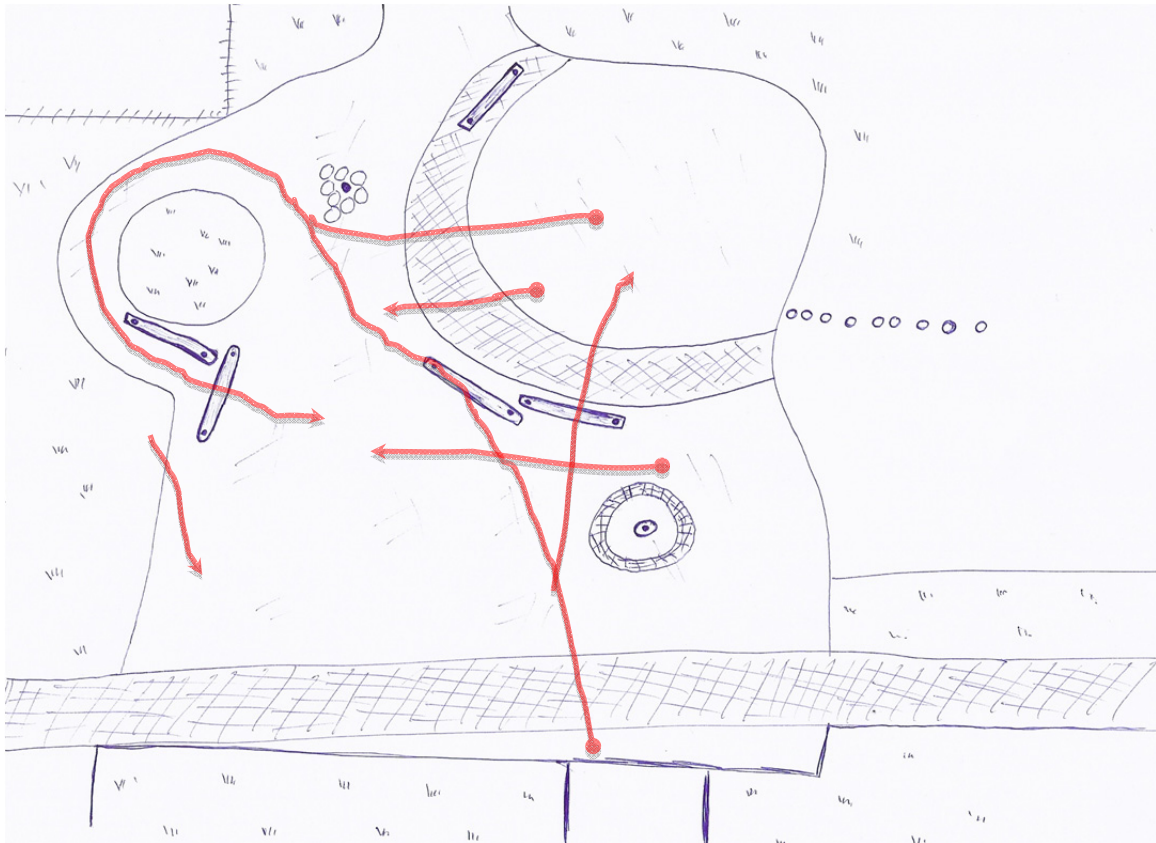


Abb. 57: Wege der Rauman eignung

4. 5. 2. 1 Rauman eignung – Bedingungen und Einflüsse

Die wesentlichen, auf den Habitus räumlicher Aneignungsformen ausgerichteten, Hintergründe, welche in der, oben beispielhaft genannten, Session stets „mitlaufen“, sollen an dieser Stelle erörtert werden:

1) Kreativität als Kernkompetenz

Obwohl den Skateboardern viele Spots im Vorhinein unbekannt sind, gelingt es ihnen dennoch meistens, sich auf diese einzustellen und zu nutzen. Das hängt, meiner Ansicht nach, weniger von der individuellen Vorstellungskraft ab – denn auch Nicht-Skateboarder, welche sich für diesen Sport interessieren und dementsprechend medial (etwa durch Skateboardvideos oder Computer- und Konsolenspiele) „sozialisiert“ sind, scheinen in der Lage zu sein, Vorschläge über mögliche Arten der Nutzung zu machen – ganz nach dem

Motto: „Boah, das wäre ja cool, wenn das funktionieren würde !!“ Entscheidender ist in diesem Zusammenhang die Kompetenz, seine eigenen Ressourcen (Können, Motivation, Tagesverfassung) dementsprechend einzusetzen, als dass diese auch eine reale Ausführung nach sich ziehen. Jeder Skateboarder/ Jede Skateboarderin kennt die Schwärmerei und die Vorsätze, welche einer Skateboardsession einhergehen: „Heute mache ich auf der hohen Bank einen *backside tailslide*!“ Steht man dann tatsächlich davor, sieht die Welt (zumindest bei Amateurskateboardern, wie wir welche sind) zumeist anders aus. Vorsätze werden, bei Nichterfüllung, wieder verworfen. Alternativen werden gesucht und gefunden – Die Qualität der Rauman eignung steht und fällt mit der richtigen Einschätzung persönlichen Potenzials, welche Kreativität, einerseits, und Eigenkönnen, andererseits, in einer wechselseitigen Beziehung begreift. Tappe (2011, S. 237) meint diesbezüglich:

Der Skateboarder definiert den Raum seines Handelns selbst. Er sucht sich in der Urbanität seinen Raum selber und entscheidet anhand bestimmter Raumstrukturen, ob ein Platz oder eine Treppe einen guten „Spot“ darstellen. Damit es aber zu dieser Entscheidung kommen kann, benötigt der Skateboardfahrer Kreativität.

So hat die Kreativität ihren Sinn darin,

„daß [sic] sie es dem Menschen erlaubt, auf Herausforderungen von außen und innen zu reagieren und sich veränderten Bedingungen jeweils adäquat anzupassen, bzw. Bedingungen, an die er sich nicht anpassen kann, selbst zu verändern. Diese geheimnisvolle Potenz sichert dem Menschen die Möglichkeit, auf Veränderungen im Rahmen seiner Umwelt flexibel zu reagieren.“

(Ränsch-Trill, 1999, S. 5; zit. n. Tappe, 2011, S. 237)

2) Der Einfluss von Trends

Ein, nicht zu unterschätzender, Einfluss kommt dabei Trends zu, die via Skateboardmagazinen- und Videos Eingang in das Bewusstsein des Skateboarders/ der Skateboarderin finden und ihre Vorlieben für gewisse *obstacles* mitbestimmen. Kreative Einflüsse werden absorbiert und durch den/die Skateboarder/in in den jeweiligen räumlichen Kontext gesetzt:

[...] skateboarders use imagery less as pure image, and more as an integration and representation of that imagery through skateboarding practice. The lived representation of skateboard images occurs when skaters undertake the moves themselves, reliving and re-producing photographs, video footage and the internet movie clips through the agency of their body.

(Borden, 2001, S. 120)

Ein aktuelles Beispiel dafür wäre der Video-Part von *Daewon Song* in *5-Incher* (2012, Firma: *Almost Skateboards*), in dem sich *Song* Steine, Bäume und andere „natürliche“ *obstacles* aneignet. In einem anderen Part des selben Videos (*Cooper Wilt*) *slidet* man sogar auf einer riesigen Baumwurzel! Seit dem habe ich persönlich den Eindruck, dass es zur Zeit „en vogue“ ist, neue und unkonventionelle Spots zu erschließen, anstatt sich ausschließlich auf radikales „Stufenhacken“ oder *shred* (sprich: tiefe und/oder weite Abgründe überwinden) zu konzentrieren. In der Wiener Skateboardszene (und bestimmt nicht nur dort) ist zur Zeit der Amerikaner *Mark Suci* beliebt und inspiriert die Skateboarder mit seinem „line-lastigen“ (viele Tricks hintereinander), kreativen und konsistenten Stil.

Insofern lässt sich postulieren, dass die Stil-Kulturen „neuer“ Sportformen ideelle Großgemeinschaften bilden, die an einen über-regionalen Stil gebunden sind, der von den Teilnehmer/innen der Felder in ihren Aufführungen und (Bild-)Präsentationen exemplifiziert wird (vgl. Stern, 2010, S. 248).

Stern (2010, S. 249) weiter:

Der Stil ist in diesen Gemeinschaften weder lokal gebunden noch im absoluten Sinne *universell*, sondern fördert in seiner spezifischen Konstitution – insbesondere durch die Merkmale der Improvisation, der Spontaneität und Risikobereitschaft – eine immer fortwährende Suche nach neuen Orten, Settings und Herausforderungen. Ein gleichbleibender Ort oder gar standardisierte Räume laufen der Logik des *Spots* dieser Stil-Praktiken zuwider.

3) Spontaneität und Flüchtigkeit

Spontaneität und Flüchtigkeit (welcher man schließlich mit Foto- und Videodokumentationen begegnet) sind charakteristisch für das Skateboardfahren. Ähnlich

der Graffiti-Kunst „beschreibt“ man mit dem Skateboard die Umgebung. Dabei gibt es sogar eine Art „Copyright Identity“, welche – ob aller Flüchtigkeit, oder präziser gesagt, *durch* die Flüchtigkeit des Skateboardfahrens – scheinbar notwendig wurde: Es passiert kaum, dass ein Trick zwei Mal an einem Spot gemacht wird – Höchstens zu Übungszwecken, aber bestimmt nicht, wenn man vor hat, diesen auch zu filmen oder davon ein Foto zu machen. Das ist unter den Wiener Skateboardfahrern ein ungeschriebenes Gesetz und ich traue mich zu sagen, dass dies auch in den übrigen Skateboardszenen weltweit so gehandhabt wird. Außenstehenden mag das vollkommen umständlich bzw. der Skateboardpraxis hinderlich erscheinen – Gerade dieser Respekt vor einem bereits an dem jeweiligen Spot vollführten Trick einer bestimmten Person jedoch, bedingt die Progressivität des Skateboardfahrens!

Es gibt jedoch einen Sonderfall, welcher, ab und zu, im Zusammenhang mit der Beschreibung des Raumes vorkommt, und zwar der *diss* (aus dem Englischen: disrespect, discriminate): Dabei vollführt ein Skateboarder bewusst, entweder vor den Augen der „betroffenen“ Person oder auch vor der Kamera, den selben Trick am selben Spot (meistens beherrscht die „dissende“ Person den Trick besser als die betroffene – ansonsten würde es sich auch kaum um einen *diss* handeln). Es kommt auch vor, dass man den jeweiligen Trick *switch* (d. h. man steht dann mit dem anderen, normalerweise ungeübteren Fuß vorne) macht, um noch mehr Überlegenheit zu demonstrieren. *Dissen* kommt jedoch in unserer Szene selten vor und wird auch kaum als Akt der Bosheit aufgefasst – eher als Provokation bzw. gegenseitige Motivation.

Steve Rocco, ein US-Amerikanischer Skateboarder sagte 1988 in einem Interview (TransWorld Skateboarding, S. 85; zit. n. Borden, 2001, S. 137): „The opposite of skateboarding is golf.“ In Bezug auf gesellschaftliche Implikationen (z. B. Ziel-/Einkommensgruppe) und den groben Unterschieden in der Verwendung des eigenen Körpers gebe ich Rocco durchaus recht – nicht jedoch dem Verhältnis Räumlichkeit-Körper betreffend: Immerhin muss sich der/die Golfer/in stets auf neues Terrain und Wetterbedingungen einstellen und erschließt dabei, häufig mit improvisatorischem Geschick, den Golfplatz. Ohne an dieser Stelle wertende Aussagen zu treffen, wäre, meiner Ansicht nach, die folgende Dichotomie passender: „The opposite of skateboarding is tennis“. Tennis ist rasant und erfordert eine hohe Geschicklichkeit – ebenso das Skateboardfahren. Was die beiden Sportarten unterscheidet, ist die Auseinandersetzung mit räumlichen Bedingungen: Beim Tennis verfügt man, ähnlich wie in einer Laborsituation,

stets über die selben Verhältnisse (wenn man vom Bodenbelag und den Wetterbedingungen absieht). Sich stark ähnelnde Bewegungsabläufe finden in einem streng reglementierten Rahmen statt. Dennoch, so meine ich, ist hier Raum für Kreativität: Der/die Tennisspieler/in kann sich durchaus seine/ihre Markenzeichen, unter Verwirklichung individueller Stil- und Ausdrucksmittel (z. B. aggressiver und gewagter Spielstil, exzentrische Persönlichkeit), erwerben. Der Unterschied in Bezug auf die Kreativität zwischen Tennis und Skateboardfahren ist jedoch kein gradueller, sondern ein prinzipieller: Das Skateboardfahren lebt von der Auseinandersetzung mit dem Raum und versucht Grenzen zu überwinden, während Tennis (und viele andere Sportarten) innerhalb dieser Grenzen agiert (ironisch, wenn man außerdem bedenkt, dass bei unserer letzten Barcelona-Reise ein Tennisplatz als Skate-Spot „zweckentfremdet“ wurde).

4) Der Spürsinn

Ereignis # 20: „Das Skater-Auge“

Ich treffe mich mit *Martin*, einem Freund aus Niederösterreich, der ebenfalls Skateboard fährt. An manchen Tagen ist es unser Zeitvertreib, einfach am Land (Gegend: nördliches Niederösterreich/Weinviertel) mit dem Auto herumzufahren, immer auf der Suche nach neuen Skate-Spots. Ist ein Spot schließlich gefunden, so probieren wir ihn jedoch selten selber aus. Entweder es stimmt irgendetwas daran nicht (z. B. wenn ein Auto in ungünstiger Lage davor steht, oder Anrainer/Grundbesitzer in der Gegend sind), oder wir finden irgendeinen Vorwand, dass wir jetzt nicht aus dem Auto aussteigen müssen, sondern uns lieber der Bequemlichkeit weiter hingeben wollen. Die Suche allein ist also bereits ein Akt, welcher zwar unmittelbar mit dem Skaten verbunden ist, jedoch das Ausüben der Skateboardpraxis selbst nicht notwendig ist, um zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen.

Während wir also durch Dörfer, Kellergassen und entlang Felder fahren, scannen wir stets die Gegend nach potenziellen Spots ab.

Aufzeichnung vom 18. 9. 2012

Aus der Perspektive der Wahrnehmung selbst funktioniert das so:

Im Grunde läuft hier der Wahrnehmungsprozess hindurch hierarchisierter Filter. Zuerst wird die generelle Umgebung erfasst. *Wo befinden wir uns? Aus welchen Materialien besteht diese Umgebung hauptsächlich?* Befinden wir uns z. B. auf einer Landstrasse, um welcher sich rundherum nur Felder erstrecken, so sind die Filter unspezifisch und weit eingestellt. Der *Scan* befindet sich in einem Art Leerlauf, welcher höchstens Unebenheiten bzw. Gebäude im Feld registriert (gelegentlich gibt es nämlich auch dort Spots, etwa Silos oder „Rübenplätze“).

Kommt man in bewohntes oder industriell geprägtes Gebiet, so verfeinert sich die Wahrnehmung. *Gibt es Höhenunterschiede im Gelände?* In hügeligem bzw. nicht ganz ebenem Gebiet steigt meistens die Chance, Spots zu finden, weil Höhenunterschiede meist durch *Stufen, Rampen*, etc. kompensiert werden müssen. *Wo ist der nächste Bahnhof?* Bahnhöfe sind immer einen Blick wert, weil diese sozusagen „öffentliche Industrieräume“ sind – und Industrie bedeutet zumeist Beton, Stahl und Schadensresistenz – ganz im Gegenteil etwa zu Wohnsiedlungen, welche „Ruhezonen- und Rückzugscharakter“ besitzen. Dort wird man selten fündig.

Der übrige Teil der Suche ist durch zufällige Ereignisse und das Maß an Motivation der Suchenden geprägt. Die Wahrnehmungsfilter werden nun wieder weiter, jedoch nicht weniger akkurat: Während wir uns mit dem Auto noch immer in bebautem Gebiet befinden, nehmen wir alles Mögliche wahr und sind für jegliche Eventualitäten offen. Auch wenn nur der Hauch einer Chance besteht, dass ein gewisser Spot „skatebar“ ist, wird dieser sofort genau inspiziert. Es braucht nur eine Kante, Stufe, Eisengeländer, o. Ä. irgendwo hervorblitzen und das Interesse ist geweckt. Scheint der Spot vielversprechend zu sein, wird des Öfteren ein Foto davon gemacht. Leider kommt es nicht selten vor, dass zwar viele Spots auf den ersten Blick toll aussehen, jedoch in Wirklichkeit kleine „Schönheitsfehler“ besitzen, welche das Skaten dort sehr schwierig oder sogar auch unmöglich machen (z. B. brüchiger und/ oder spröder Boden, zu wenig Platz zum Anfahren/Ausfahren, sowie die „Todfeinde“ des Skateboarders/der Skateboarderin: Schotter und die propellerförmige Frucht des Ahorns, welche schon häufig zu abrupten und schmerzhaften Stürzen geführt haben).

Skateboarder/innen verfügen über einen besonderen Spürsinn für potenzielle Spots. Peters und Eichler (2011, S. 61) haben damit recht, dass das Raum-Gespür der informellen Lehr- und Lernkulturen des Skateboardfahrens kein explizites, in Lehrbüchern oder Stadtführern nachschlagbares Wissen sei, sondern ein praktischer Spürsinn, ein implizites, im Laufe einer Sportbiografie habituell abgespeichertes inkorporiertes Wissen. Dieses Wissen verwirklicht sich einerseits im Sinne der Kompetenz, architektonisches Kulturgut aller Art, von „hochkultivierten“ Orten wie etwa Vorplätzen von Kirchen oder Regierungsgebäuden bis hin zu – so will es an dieser Stelle nennen – „Nicht-Orten“ (vgl. diesbezüglich Foucault, 1992, S. 34-46) wie betonierte Wasserauffangbecken oder verlassene Parkplätze in der Peripherie, überhaupt als potentielle Räume für das Skateboardfahren zu begreifen und dabei auch auf die kleinsten Details zu achten. Auf der anderen Seite, im Sinne des motivationalen und ausführenden Elements, steht das *dérive*-Konzept (vgl. Peters, 2011, S. 151), mit dem die Lust am Erforschen und Flanieren angesprochen wird. Es sei eine

Form des Anverwandeln, der Teilnahme, der Identifikation, der Interaktion, des Bearbeitens, des Be-Wohnens, der Gestaltung und der Veränderung von Raum. All diese Spielformen des Gehens bedeuten Auseinandersetzung mit dem Organismus Stadt, mit der Stadtlandschaft und ihren Peripherien, ihren Strukturen und dem sozialen Raum.

(Voggenreiter, 2010, S. 12; zit. n. Peters, 2011, S. 152)

4. 5. 3 „Urlaub neben der Autobahn“ – Exklusivität und Identität

Ereignis # 21: „Outlaws“

Wir wussten schon länger, dass sich neben der Autobahnabfahrt in Korneuburg ein riesiges Betonbecken befindet. Meistens befand sich darin jedoch Wasser, was ja auch seinem Zweck entspricht, diesen Sommer jedoch ist der *pool* ausgetrocknet – eine Staub- und Schmutzschicht bedeckt stattdessen den Grund dieser „Betonwüste“. Wir machen uns also dorthin auf, passieren einen kleinen Schotterweg, welcher sich zwar noch halb auf der Autobahn befindet, jedoch kaum sichtbar ist, und treten also in diese merkwürdige Welt ein: Das Becken misst ca. 80 mal 40 Meter, ist etwa 1, 70 Meter tief und auf den Seiten abgeflacht – als ob es extra für uns gebaut wurde! Gut vorbereitet, mit Schaufel und Besen ausgerüstet, klettern wir über einen Zaun, hinein in das Objekt. Was uns jetzt erwartet ist jedoch

harte Arbeit: Wir verbringen ungefähr zwei Stunden damit, das Becken zu putzen und für unsere Zwecke verwendbar zu machen. Diese „Urbar-Machung“ zählt sich im Endeffekt jedoch aus. Ich fühle mich, als würde ich hier der Essenz des Skateboardfahrens begegnen (bzw. das was für mich die Essenz darstellt): Rauheit, Echtheit, Vertikalen unter sengender Hitze, Beton-Surfing *par excellence*: Wir sind wieder in Kalifornien der 60er Jahre!



Abb. 58 und 59: Arbeitsreiche Vorbereitungen

Alles ist hier erlaubt. Dies ist jetzt unser Raum, unser großes Wohnzimmer. Jetzt fehlen nur noch ein Griller, Fleisch und Bier. Alles was ein Mann braucht. Am liebsten wäre ich für immer hier.

Aufzeichnung vom 14. 6. 2012

Diese persönliche Darstellung soll zeigen, dass Spots, vor allem jene, welche offensichtlich exklusiven Charakter haben wie dieses Betonbecken in Niederösterreich, weit mehr sein können, als nur ein Ausübungsort skateboardspezifischer Bewegungshandlungen: Dieser Raum ist also, neben *Aktionsraum*, vor allem *Assoziationsraum* bzw. bildet einen „sekundären Rahmen“ (vgl. Goffmann, 1996, S. 52; zit. n. Peters, 2011, S. 151) in dem auf spielerische Weise Themen wie Gruppenidentität, Freiheit und Ungebundenheit, Männlichkeit, Arbeit und direkt erfahrbare Arbeitsergebnis (also das Säubern und sofortige Nutzen des Spots) angesprochen und informell verhandelt werden.

Die Exklusivität und Atmosphäre des Spots schafft es, die Skateboarder einzunehmen und generiert dadurch Identifikationspotenzial (ganz nach dem Motto: „Wir sind die *outlaws*,

die *Straßennomaden*, die sich dort bewegen, wo keiner sich bewegt, wo der ‘Normalbürger’ nicht einmal daran denken würde, sich dorthin zu begeben...“).

Der Ort mit dem geringsten „symbolischen Attraktionswert“ (Peters, 2011, S. 153) wäre dann tatsächlich der Skate-Park: Dort gibt es keine Überraschungen mehr. Alles steht bereits fest. Die Gruppen- und Selbstinszenierung wird nicht „in die Welt hinaus“ getragen – unter Auseinandersetzung mit ihren unvorhersehbaren Bedingungen – sondern wird hauptsächlich Übungszwecken unterworfen (wobei man hinzufügen muss, dass der Skate-Park durchaus ein gewisses soziales Kapital besitzt – etwa als Treffpunkt für die Skateboardfahrer). Ernsthaftes Filmen oder Fotografieren jedoch ist hier verpönt und gilt in der Szene als wertlos.

4. 5. 4 Zusammenfassung

Dieses Kapitel sollte aufzeigen, wie Rauman eignung – rein vor Ort – durch Skateboarder verhandelt wird (Beispiel Großfeldsiedlung) und welche dahinterliegenden Kräfte diese Fähigkeit bestimmen. Dabei wurde ersichtlich, dass jede/r Skater/in eigene Kompetenzen und Voraussetzungen aufwenden muss, seinen/ihren persönlichen Zugang zu Objekten im Raum zu finden. Trends, transportiert durch sinnlich-bildliches Material, vermitteln neue Zugänge der Raumnutzung und besitzen, durch die Verkörperung eines/einer, meist professionellen, Skateboarders/Skateboarderin, hohes Identifikations- und Reproduktionspotenzial. Skateboarding ist durch Spontaneität und Flüchtigkeit gekennzeichnet, was dazu führt, dass es allgemein gültige und respektierte Verhaltenscodes gibt, welche das Maß der Aneignung bzw. die potenziellen Tricks an gewissen Spots bestimmen. Skateboarder/innen verfügen über einen Spürsinn und eine hochsensible Wahrnehmung für potenzielle Orte der Skateboardpraxis. Dies ist eng mit einer Affinität der Skater/innen zum „Umherschweifen“ (vgl. Peters, 2011, S. 152) verbunden, welche die Suche nach geeigneten Räumen zum Erlebnis macht.

Darüber hinaus war es mir ein Anliegen, auch darauf hinzuweisen, dass die Bewegung und das Verweilen an Orten der Skateboardpraxis mehr als *Praxis* ist. Es ist gleichsam nämlich eine ästhetische und atmosphärische Reise nach *Innen*. Je nachdem was die jeweilige Person mit dem zu erschließenden Raum assoziiert, wird eine lustbetonte und, die eigene Identität konstituierende, „Spielrealität“ (ebd.) erschaffen.

4. 6 „we are the others“ – Group and Self-Concept

Dieses Kapitel legt den Fokus auf das Individuum in der Gruppe. Es wird versucht, das Thema des „Anders-Seins“ in den Kontext konkreter Erlebnisse zu stellen, um zu verstehen, warum es möglich ist, in einer Individualsportart wie dem Skateboarding, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu entwickeln.

Außerdem wird aufgezeigt, warum die meisten Skater ihr Leben lang auf diesen Sport „hängen bleiben“ und diesen, im wahrsten Sinne des Wortes, „lieben“.

4. 6. 1 „Straßenpiraten“

Diverse Ereignisse # 22:

In der U-Bahn setzte ich mich auf einen leeren 4er Platz. Die nächstens paar Stationen bleibe ich trotz Überfüllung des Waggons alleine und werde von diversen Leuten misstrauisch beäugt bevor sie sich dazu entschließen sich dann doch nicht zu mir zu setzten. Die Gründe dafür liegen für mich schon lange im Verborgenen. Liegt wahrscheinlich an meiner gewinnenden Ausstrahlung oder an den dreckigen Wheels, wer weiss das schon.

Mike, 10-14

[...] ob man vom meist freundlichen sicherheitspersonal zum verlassen des privatgrundes aufgefordert wird [...]

Max, 16

Skater sind Skater, weil sie zu keiner Gruppe dazugehören wollen. Eigentlich Paradox.

Aufzeichnung vom 17. 1. 2012

Im ersten Zitat (U-Bahn) fallen zwei Aspekte auf: Der erste bezieht sich auf das *Reale*:

1) Leute in der U-Bahn setzen sich anfangs nicht zu *Mike*. Das kann mehrere Gründe haben: Vielleicht wollen sie sich prinzipiell nicht setzen oder haben Angst, dass sie durch die „dreckigen Wheels“ beschmutzt werden (abgesehen davon ist an *Mike* nichts

„verkehrt“). Die tatsächlichen Gründe, welche das Zögern der Leute bedingt haben, können hier nicht aufgedeckt werden.

Der zweite Aspekt – und dieser ist wesentlich bedeutsamer – bezieht sich auf die *Interpretation* dieser Realität vonseiten des Skaters selbst. Es geht also viel mehr um Fragen, wie sich *Mike*, angesichts der Umstände in der U-Bahn selber sehen *will*:

2) „Die Gründe dafür liegen mir schon lange im Verborgenen. Liegt wahrscheinlich an meiner gewinnenden Ausstrahlung [...]“. In dieser Aussage schwingt ein gewisse Resignation mit, gepaart mit einer Portion Ironie („meine gewinnende Ausstrahlung“). Dass diese Situation, darüber hinaus, überhaupt von *Mike* in dem Text (das Zitat stammt ja aus seinem Aufsatz zum Skaten) genannt wurde, lässt vermuten, dass Themen wie „Abgrenzung“ und „Außenseitertum“, im Rahmen der Skateboardpraxis, relevant sind.

Im zweiten Zitat (Sicherheitspersonal) geht es um die Situation, dass man an einem Spot vom Sicherheitspersonal *gekickt*, also „rausgeschmissen“ wird. Die Aussage „vom meist freundlichen Sicherheitspersonal“ ist, meiner Ansicht nach, ebenfalls leicht ironisiert zu verstehen (obwohl es natürlich auch tatsächlich viele freundliche *Securities* bzw. Anrainer/innen gibt).

Tatsache ist: Es herrscht eine gewisse Ablehnung gegenüber Skateboardern vor. Diese ist jedoch eher eine pragmatische (d. h. es werden Bänke, Stufen, etc. durch das Skaten kaputt gemacht – daraus folgt: Intervention „Vertreibung“), als eine Verweigerung des Skateboarders als Person mit seinen „inneren Attributen“. Da es ständig vorkommt, dass man von Personen, die sich für den jeweiligen Spot verantwortlich fühlen, vertrieben wird (ob jetzt freundlich oder nicht), müssen sich Skateboarder Strategien zurechtlegen, um mit dieser Form der ständigen Zurückweisung umzugehen: Anstatt traurig und resigniert zu sein, erhebt man das Thema der Ablehnung zu einem, die Skateboardkultur konstituierenden, Prinzip. Die praktischen Konsequenzen dieser „Absorption“ sind schließlich die Ironisierung und/oder Rebellion (der Ausspruch „Skateboarding is not a crime“ ist jedem/jeder Skateboarder/in bekannt und zielt T-Shirts, Banner und Poster).

Um die Bedeutung dieser Ausführungen noch zu vertiefen, soll, anhand einer prekären Situation aus der Praxis, gezeigt werden, wie intensiv der Zusammenprall zwischen „Autoritäten“ und Skateboardern ausfallen kann:

Ereignis # 23: „I lutsch di!“

Wir skaten gerade vorm Gasometer [Wohnhausanlage und Einkaufszentrum im 11. Bezirk], als plötzlich drei aufgeblasene Securities daher kommen und sagen, wir sollen die Kamera abdrehen. Normalerweise war es das und wir verlassen den Spot ohne Probleme. Nicht aber heute. Einer der Typen fährt mich unfreundlich an: „Du bist ja der eine, den wir letztes Mal schon weggeschickt haben! Ja genau, du bist es! Lange Haare, das Gesicht, ...“ Ich weiß überhaupt nicht wen er meint, einer der mir vielleicht ähnlich sieht höchstens, und versuche das Missverständnis aufzuklären. In der Zwischenzeit beginnt *Mike* mit dem anderen Security zu streiten, weil dieser ihn als „Kiffer“ beschimpft. Daraufhin erwidert *Mike*: „Wenigstens bin ich keine Koksnase so wie du“. Das hat gereicht, dass die Securities uns zu Leibe rücken und immer aggressiver werden. Physisch hätten wir wohl keine Chance gegen sie, obwohl wir Skater an diesem Tag an der Überzahl sind. Während ich versuche, die Situation irgendwie mit Worten zu schlichten (ich bin im Moment wie in Trance, voll auf Adrenalin), spuckt plötzlich *Mike* einen der Securities an und sprintet davon. Einer der Typen verfolgt ihn, der andere schimpft wutentbrannt: „Euda wenn i den krieg, i lutsch eam!“- Was „verdeutscht“ so viel bedeutet wie „Ich mache ihn fertig“. Dann will einer von mir den Namen von *Mike* wissen. Ich erfinde schnell einen und stelle sie damit halbwegs zufrieden.

Ich versuche ruhig zu bleiben und gehe zu dem dritten Security, welcher abseits steht und die Situation beobachtet, anscheinend der Chef der „Bande“. Ich sage ihm, dass hier ein Missverständnis vorliegt und bitte ihn seine Typen „zurückzupfeifen“ bevor es wirklich eskaliert. Anscheinend ist er einsichtig und sagt dann, dass sie aufhören sollen.

So schnell als möglich verlassen wir den Ort. Ich hoffe, dass der Verfolger *Mike* nicht erwischt hat. Es stellt sich im Nachhinein heraus, dass er ihn abhängen konnte. Er hätte ihn vermutlich zu Brei geschlagen.

Aufzeichnung vom 12. 5. 2011

Diese Art von Ereignis kommt im Skateboardalltag eher selten vor, zeigt aber, welche Dynamik entsteht, wenn die Gruppe der Skater „angegriffen“ wird. Solche Situationen sind tatsächlich Ernstfälle und nicht lustig. Es geht „um Leben und Tod“ und man muss darauf achten, dass niemand in der Gruppe geschädigt wird (etwa als ich dem *Security* einen

erfundenen Namen gesagt habe). Diese „Unmittelbarkeit des Lebens“ stärkt den Gruppenzusammenhalt und erhöht den Stellenwert des Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft.

Auf dieser Basis (Gefühl des „Anders-/Nicht-erwünscht – Seins; gemeinsame Erlebnisse der Gruppe, in denen man „Probleme lösen/ solidarisch sein“ muss) kann erst ein Milieu entstehen, das Menschen an die Praxis des Skateboardfahrens bindet. Ist man erst einmal „drin“, hat man also den „Geist“ des Skateboardens „inhaliert“, welcher vor allem das „Anders-Sein“ und das Gefühl einer exklusiven Randgruppe anzugehören einschließt, kommt man davon kaum mehr los: Man wird ein „Pirat der Straße“, ein Teil der Gesellschaft, der zwar nicht immer erwünscht ist, dem man jedoch keineswegs eine gewisse „Gerissenheit“ und Sympathie absprechen kann. *Jeder mag doch Piraten, oder?*

Im nächsten und, die Ausführungen aus dem Skateboardermilieu, abschließenden Kapitel soll deshalb der Fokus auf der, das individuelle Selbstkonzept (mit-)konstituierenden, Qualität des Skateboardings liegen.

4. 6. 2 Skaten ist unser Leben

Diverse Ereignisse # 24:

Skateboarden ist mein (unser)Leben! [...] Skate for Life!

Simon, 38-39

Matthias: „Ich muss die ganze Zeit an Skaten denken. Wenn ich nicht bald fahr, dann pack ich mein Leben nicht mehr.“

Aufzeichnung vom 28. 5. 2013

Andi: „Paulus soll ich dir was sagen“? „Ja.“ „Ich liebe Skaten.“

Aufzeichnung vom 18. 4. 2012

„Ich liebe Skaten.“ – Was braucht es, damit man eine Sache liebt? Was ist Liebe? Ohne jetzt den Begriff der „Liebe“ kulturphilosophisch zu hinterfragen, kann man davon ausgehen, dass Skateboarding für die Ausübenden etwas ist, das man „braucht“ („sonst pack ich mein Leben nicht mehr“), ohne dem man „nicht kann“. Ich denke, dass das Skateboardfahren deshalb so einen großen Stellenwert für die Protagonisten hat, weil es ganz einfach mehr als nur die Bewegungspraxis selbst bedeutet: Besucht man einen Sportverein, so begibt man sich zum Ort des Ausübens, zieht sich um, legt sich gegebenenfalls sein „Uniform“ an, praktiziert den Sport für eine bestimmte Zeit, duscht sich, zieht sich um und verlässt den Ort wieder. Beim Skaten hingegen *ist* man bereits in der Uniform, *ist* theoretisch immer am Ort. Man muss nur das Skateboard fassen und das Abenteuer beginnt.

Das Bewegungserlebnis im Skateboarding bzw. der Aspekt der „Leistung“ (Tricks stehen *müssen*, Filmen, etc.), ist zweifellos ein sehr wichtiger Bestandteil des Skatens. Darüber hinaus jedoch dient das Skateboard als „Schlüssel“ zu, das Leben bereichernden, Situationen: Man beginnt zu reisen (z. B. nach Barcelona „Der Skateboarder-Stadt“ oder auch nur in unmittelbarer Nähe), sieht neue Orte, lernt andere Menschen kennen, hat Spaß mit seinen Freunden am Spot, kann sich als Teil einer weltumspannenden „Skater-Community“ begreifen, wo die Profis „zum Angreifen“ und nicht komplett abgeschirmt sind, hat Momente des *thrills* und der „Grenzerfahrung“ (z. B. Konfrontationen, Aufsuchen „verbotener“ *locations*) und befindet sich in einem ständigen, kreativen Dialog mit der sich verändernden urbanen Umwelt.

Es sind die, das Skateboardfahren begleitenden, Momente, welche die enorme Substanz dieses „Lifestyles“ begründen. Deshalb ist es verständlich, dass Skater „ihren“ Sport lieben und, teilweise auch, über alles andere stellen:

Diverse Ereignisse # 25:

Sebi: „Eigentlich ist mir meine Freundin und so, das ist mir alles wurscht. Ich will nur skaten.“

Aufzeichnung vom 2. 5. 2012

Paul: „Wenn unser Skatevideo fertig ist, mein Part, mein Part in dem Video, sogar jeder gute Trick darin, obwohl es mir jetzt kein Geld bringt, ist mir wichtiger als mein Studium und alles was ich bis jetzt gemacht hab.

Aufzeichnung vom 22. 5. 2013

Dazu ein Zitat von Peters (2011, S. 150):

Auch Skateboarding ist für seine Protagonisten mehr als nur Lifestyle-Trend, sportive Freizeitbeschäftigung oder Szene-Zugehörigkeit absichernde Körperpraxis. Die Lebensform Skateboarding durchdringt die gesamte Existenz der Skater und reicht weit über die eigentliche motorische Praxis hinaus. Die Freude an der Bewegung und der Spaß am Spiel erfassen die Skateboarder in einer derart existenziellen Weise, dass ihr gesamter Lebensentwurf häufig von einer spielerischen Leichtigkeit und vom Skaten dominiert wird.

Die Praxis des Skateboardings, mit allen ihren Implikationen, schafft also ein solides Fundament für die Errichtung eines Selbstkonzeptes, welches zu einer lebenslangen Bereicherung werden kann.

5 Zusammenfassung und Ausblick

Die Erkenntnisse, die aus dieser Arbeit gezogen werden können, befinden sich auf zwei Ebenen:

1) Auf der einen Seite wurden zentrale Aspekte innerhalb der Skateboardpraxis beschrieben und interpretiert:

Es wurde ersichtlich, dass dem Körper, wohl als „Hauptausführungsorgan“ des Skateboardings, keine große Wichtigkeit in Bezug auf Gesundheit und Nachhaltigkeit zugesprochen wird. Er dient viel mehr als „Verschleißmaterial“, das im Dienste des Skatens steht und die Belastungen „eben aushalten muss“. Dennoch konnte eine leichte Tendenz zu einer wachsenden Körperbewusstheit in der beobachteten Gruppe festgestellt werden, welche sich auf einer impliziten Pädagogik gründet.

Des Weiteren konnte, auf Basis von Beobachtungen („Der Masochist“) und Reflexion von Medien (Skateboardvideos: *Welcome to Hell*), das Verhältnis von Skateboarding und Gewalt sehr praxisbezogen skizziert werden. Es wurde festgestellt, dass „Härte“ und Skateboardfahren in einer gewissen Weise zusammengehören und die teilweise suggerierte „Brutalität“, vor allem auch Begleiterscheinung der (u. a. medialen) Selbstinszenierung ist.

Umfang- und erkenntnisreich waren die Untersuchungen zum Thema „Szene und Sozialverhalten“ („Social Organism“): Zuerst wurde die Gruppenstruktur der Wiener Skateboardszene dargestellt. Man hat es hier offenbar mit einem äußerst dynamischen und schwer zu fassenden Organismus zu tun, welcher aus mehr oder weniger starken freundschaftlichen „Banden“ besteht. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass laufende Skatevideo-Projekte für die Konstituierung der Szene bedeutsam sind.

Die Formen der Begrüßung innerhalb der Skateboardszene sind ritualisiert und spielen eine große Rolle in Bezug auf Akzeptanz und Respekt.

Obwohl, meist jedoch nur zu zweit, auch „ernste“ und persönliche Themen abgehandelt werden, sind die Gespräche (dabei lag der Fokus nur auf jenem Teil der Skateboardszene, mit dem ich hauptsächlich zu tun habe, nicht auf der gesamten) von (bewusst oder unbewusst) inszenierter Trivialität geprägt. Darüber hinaus herrscht eine Atmosphäre der Offenheit, welche alle möglichen Meinungen und „Meinungsexperimente“ (vgl. „*bull-session*“, S. 95) zulässt.

Das „Abhängen“ am Spot, das bei vereinzelt Skatern mit Alkohol- und/oder Cannabiskonsum einhergeht, ist ein Haupt-Qualitätsmerkmal des Skateboardfahrens. Hier findet sich, neben der Bewegungspraxis selbst, Raum und Zeit, zu entspannen und „abzuschalten“.

Die hierarchischen Strukturen sind „flach“, gibt es jedoch sehr wohl ein ausgeprägtes System, das gegenseitigen *Respekt* zu einem Leitmotiv für soziale Handlungen macht. Meiner Ansicht nach, ist dabei das individuelle *Image*, welches es zu verkörpern gilt, mehr wert, als tatsächlich „etwas zu sagen zu haben“.

Dass die Organisation einer Skatesession in eine chaotische „Farce“ münden kann, wurde anhand eines Fallbeispiels verdeutlicht (S. 103-104). Dieses „Chaos“ ist jedoch ein kontrolliertes, welches schlussendlich immer eine Einigung hervorbringt.

Skateboarding ist eine Bewegungspraxis des öffentlichen Raums. Aufgrund dessen sollte gezeigt werden, wie einflussreich die Witterung bzw. die Jahreszeit auf das Skaten ist. Eine Karte der bekanntesten Spots Wiens, mit entsprechender Beschreibung, diene dem/der Leser/in dazu, einen konkreten Ortsbezug zur Wiener Skateboardszene herzustellen.

Die Darstellung einer Skate-Session (Großfeldsiedlung, 21. Bezirk) veranschaulichte die Prozesse der Rauman eignung und wies, darüber hinaus, auf die Bedingungen und Kompetenzen hin, über welche die Skater zu verfügen scheinen: Ein ausgeprägter „Spürsinn“ für Spots, Kreativität und die Tendenz zur Inspiration durch diverse Medien (Videos, Magazine), sowie ein umfassendes (Selbst-)Verständnis dafür, was an einem Spot „gemacht werden darf“ (vgl. „Copyright Identity“, S. 131).

Der Aspekt des „Abenteuers“ im Zuge des Skateboardfahrens wird im Rahmen eines Ausfluges zu einem exklusiven Spot (Auffangbecken neben der Autobahn) erläutert: Diese Abenteuer haben für die Skater starken Symbolcharakter, bereichern und konturieren ihre Persönlichkeit.

Schließlich konnte gezeigt werden, dass Gruppenidentität vor allem aufgrund von Gruppenerlebnissen generiert wird, welche zum Teil den Charakter einer „Mission“ tragen und eine Alternative zum reglementierten, gesellschaftlichen „Trott“ bieten. Auf Basis dieser Erlebnisse kann letztlich ein Selbstkonzept gedeihen, welches in vielerlei Hinsicht „ausgefüllt“ ist.

2) Auf der anderen Seite hilft diese Diplomarbeit auch die zentralen Fragen zu beantworten, welche zu Beginn der Arbeit gestellt wurden:

Auf Basis dieser Ergebnisse wird schließlich der Frage nachgegangen WARUM das Skateboardfahren solch eine Faszination für die Praktizierenden ausübt, WIE die Gruppenprozesse in Wien gestaltet sind, um eine Szene, wie es sie hier gibt, zu generieren und WAS überhaupt bei einer sogenannten „Skatesession“ (und auch abseits dieser) passiert. Durch Beschreibung der Art der Kommunikation der Skateboarder - der feinen "Zwischentöne", aktueller Trends und allgemeiner Interessen der Skateboardfahrer, soll einerseits ein lebendigeres Bild der Skateboardkultur gezeichnet und andererseits, zahlreichere und vor allem differenziertere und reflektiertere Aspekte dieser urbanen Bewegungspraxis bereitgestellt werden, als es für - eigentlich außenstehende - Forscher/innen überhaupt möglich wäre.

Ich glaube diesem Anspruch im Rahmen der Studie nachgekommen zu sein. Ich hoffe, (v. a. für die Leser/innen, welche Skateboarder/innen - und deshalb, zu Recht - sehr kritisch sind), eine authentische und präzise Darstellung der Wiener Skaterszene geliefert zu haben, welche auch jene erhellen konnte, die bereits glaubten, alles darüber zu wissen.

Aus wissenschaftlicher Perspektive würde ich mich freuen, wenn diese Arbeit als ein wichtiger Beitrag gesehen würde, um die sozialen Praktiken im Skateboarding noch besser zu verstehen und damit „dunkle Flecken“ auf der „Landkarte der Sportpädagogik“ zu erhellen.

Literatur

Borden, I. (2001). *Skateboarding, Space and The City. Architecture and the Body*. Oxford: Berg.

Egger, O. (Hrsg.). (2013). *Place – Skateboardmagazine*. Vol. 39.

Fischer, P. (2012). *Konfliktwahrnehmung- und Management von Skateboardern im Rahmen des Street-Skatens*. Seminararbeit. Universität Wien.

Fischer, P. (2010). *Organisation des Skateboarding im vereinssportorientierten Rahmen*. Proseminararbeit. Universität Wien.

Flick, U. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Hamburg: Rowohlt.

Foucault, M. (1992). Andere Räume. In K. Barck u. a. (Hrsg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik* (S. 34-46). Leipzig: Reclam.

Frankfurt, H. G. (2006). *Bullshit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Girtler, R. (2001). *Methoden der Feldforschung*. Wien: Böhlau Verlag.

Hewstone, M. , Jonas, K. & Stroebe, W. (2007). *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.

- Peters, C. (2011). Skating the City – Feldforschung auf der Kölner Domplatte. In T. Bindel (Hrsg.), *Feldforschung und ethnographische Zugänge in der Sportpädagogik* (S. 144-155). Aachen: Shaker.
- Peters, C. & Eichler, R. (2011). „Exploring the City“. Zur Vermittlung von Stadt- und Raumwissen in informellen Sportkulturen. In F. Borkenhagen, S. Hafer, R. Heim & P. Neumann (Hrsg.), *Kinder- und Jugendsport zwischen Gegenwarts- und Zukunftsorientierung* (S. 61). Hamburg: Czwalina.
- Phelps, J. (Hrsg.). (1990). *Thrasher Skateboardmagazine*, 10(4).
- Schuster, P. (Hrsg.). (2013). *Trottoir Skateboardmagazin*, 13(11).
- Schwier, J. (2011). Dem Trendsport auf der Spur – Annäherungen an jugendliche Bewegungspraktiken. In T. Bindel (Hrsg.), *Feldforschung und ethnographische Zugänge in der Sportpädagogik* (S. 120-131). Aachen: Shaker.
- Snider, P. (Hrsg.). (1988). *Transworld Skateboardmagazine*, 6(1).
- Stern, M. (2011). Stil-Kulturen im Trendsport. In T. Bindel (Hrsg.), *Feldforschung und ethnographische Zugänge in der Sportpädagogik* (S. 133-143). Aachen: Shaker.

Stern, M. (2010). *Stil-Kulturen. Performative Konstellationen von Technik, Spiel und Risiko in neuen Sportpraktiken*. Bielefeld: transcript Verlag.

Strübing, J. (2008). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tappe, S. (2011). Eröffnung des sozialen Raumes durch das Skateboard. In T. Bindel (Hrsg.), *Feldforschung und ethnographische Zugänge in der Sportpädagogik* (S. 231-243). Aachen: Shaker.

Wacquant, L. (2001). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Marseille: Éditions Agone.

Audiovisuelle Medien

Haas, A. (Regie/Produktion) & Fischer, P. (Regie). (2011). *Reidig* [Skateboardvideo]. Niederösterreich: Ungustlpartie Production.

Kennedy, C. (Regie). (2012). *5 Incher, Almost a Skateboard Video* [Skateboardvideo]. CA/USA.: Almost Skateboards.

Peralta, S. (Regie/Drehbuch). (2001). *Dogtown and Z-Boys – The Birth of Extreme* [Dokumentarfilm]. CA/U.S.A.: AOP.

Thomas, J. (Regie). (1996). *Welcome to Hell* [Skateboardvideo]. CA/USA.: Toy Machine Skateboards.

Internetseiten

Das Roman Hackl Interview (2012). Zugriff am 2. Juni 2013 unter www.sk8.at/news/das-roman-hackl-interview_5642

Ermittlung von speziellen sportspezifischen Verletzungen bei Skateboardfahrern im Vergleich zu einer Kontrollgruppe gleichaltriger nicht Skateboardfahrer (2008).

Zugriff am 9. Mai 2013 unter www-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/netahtml/HSS/Diss/OezelliRoald/diss.pdf

„Kne-Koster“: www.collectorsweekly.com/stories/14784-kne-koster-patent-date-1925

Zugriff am 26. 3. 2013

Paul Rodriguez speaks to Mens Fitness (2012). Zugriff am 8. Juni 2013 unter www.mensfitness.co.uk/exercise/sports/6994/paul_rodriguez_speaks_to_mf.html

Wiener Skateboard-Szene Blog: www.passionateskateboarding.com

Anhang

Lebenslauf von Paulus Fischer



- geb. 16. Oktober 1986 in Tulln
- 1993 – 1997 Volksschule West Stockerau
- 1997 – 2001 BG/BRG Stockerau
- 2001 – 2005 BG/BRG Hollabrunn, Europaklasse – Schwerpunkt Fremdsprachen & Wirtschaft
- Juni 2005 Abschluss Matura
- Oktober 2005 – Ende September 2006 einjährige Ableistung des Zivildienstes beim RK Großweikersdorf
- seit Oktober 2006 Studium an der BOKU Wien – Zweig Landschaftsplanung
- seit Februar 2008 Studium Germanistik – Uni Wien
- seit Oktober 2008 Lehramtsstudium Germanistik/Sport und Bewegung
- seit August 11 abgeschl. Ausbildung zum Sportjugendleiter(Sportunion)
- Erhalter Elke Sobotka Preis 2011
- **Eltern**: Peter Zott, Ingenieur und Michaela Fischer, Tierärztin
- **Berufserfahrung**: Mithilfe in Praxis der Mutter, Briefträger bei der Post, Catering, Komparse bei Werbespots, einmonatiges Praktikum in Tischlerei (Hamburg), Ferialpraktikant Mayr-Melnhof Packaging, Kinderbetreuung im Rahmen der NÖGKK, der Kinderfreunde & der Sport-Union NÖ, laufend: Promotions via Stargategroup

Erklärung

„Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit *selbstständig verfasst habe* und nur die ausgewiesenen Hilfsmittel verwendet habe. Diese Arbeit wurde weder an einer anderen Stelle eingereicht (z. B. für andere Lehrveranstaltungen) noch von anderen Personen (z. B. Arbeiten von anderen Personen aus dem Internet) vorgelegt.“